

Est. A-1146

Enthält

- 1) Gedichte von Herder
- 2) Die sicil. Vesper von Lenz.

Im. N^o 111

III-75
Niederländisches
Magazin der Lectüre.

Erster Jahrgang.



Kritiken
das ist nicht
mehr

Erstes Quart

1782.



Mitau,

gedruckt bey Johann Friedrich Steffenhagen,
Hochfürstl. Kurl. Hofbuchdrucker.

44

Handwritten text, possibly a title or author name, mirrored from the reverse side.

Handwritten text, possibly a title or author name, mirrored from the reverse side.

Handwritten text, possibly a title or author name, mirrored from the reverse side.

Handwritten text, possibly a title or author name, mirrored from the reverse side.

Handwritten text, possibly a title or author name, mirrored from the reverse side.



I.

Gedichte.

I.

Signes und Hageberdt.

Eine Romanze.

In einem Reich vor langer Zeit
War so schlecht weg ein König;
Die Chronik sagt von ihm so gut,
Als vielen andern wenig.

Er hatte die Regierungskunst
Nicht Fingersbreit verstanden,
Nur feiste Schmeichler waren es,
Die ihn den Großen nannten.

1-32970109

Tartu Üikeoli
Raam-tuk-ju

So wenig weiß man auch, wo er
Sein altes Grab mag haben,
Denn man hat neben ihn wohl nicht
Den Hofpoet begraben.

Doch hatt er — wie die Chronik sagt —
Ein Mädchen ohne Tadel,
Kein Bürgermädchen kam ihr gleich,
Und keine von dem Adel.

Die Wange war wie Milch und Blut,
Und Himmel! — o! ihr Busen —
So einen hatte Hebe nicht,
Und keine von den Musen.

Der Busenkennner, Jupiter,
Der mißt es selbst gesehen,
Hätt er zu allen Busen nur
Auch diesen noch gesehen.

Ihr Mund — Poßtern! der war so recht
Zum schönsten Kuß geschaffen;
Man mußte, sah sie einen an,
Sich gleich in sie vergaffen.

Sie

Sie hatte rabenschwarzes Haar
An ihren Nacken hängen,
Und wenn sie sang, — da glaubte man
Apoll und Musen sängen.

Die Hellsucht und die Mara sind
Dagegen arme Stümper.
Und auf dem Flügel — — Valschan st!
Weg, weg mit dem Gekümper!

Und in dem Busen schlug ein Herz,
Gebfuet jedem Triebe
Der Zärtlichkeit; für Hageberdt
Die schönste keusche Liebe.

Und Hageberdt empfand sein Glück —
So schmachtend, wie die Taube,
Saß er bey Signes oft im Hain,
Im Dunkel einer Laube.

So glücklich war Idenis nicht,
Wenn Venus ihn entzückte,
Mit heißen Küßen überdeckt,
An ihren Busen drückte,

Einst

Einmal kam der König in den Hain
Den guten Kindern nahe,
Und traute seinen Augen kaum,
Was er doch kläglich sah.

Und schnell entbrannte seine Wuth,
Der Zorn saß auf der Stirne,
Berrückte die Reliquien,
Von seinem schwachen Hirne.

Er lief zurück. Die Liebenden,
Wie Hero und Leander,
Amarinten, küßten, wünschten sich
Noch gute Nacht einander.

Ach! aber ach! am Morgen früh
Hieng — daß sich Gott erbarme!
Vor Signes Fenster Hageberdt
Lodt — aufgeknußt — der Arme!

Und Signes, wie sie's sah, fiel hin
In Ohnmacht auf die Erde,
Dann knirschte sie, zerkauft ihr Haar
Mit wüthender Geberde:

Nahn

Sie nahm einen Feuerbrand, und hielt
Ihn schleunig unters Bette,
Und schrie: ich sterbe, wenn ich auch
Noch tausend Leben hätte.

Und wie gesagt, sie, Hageberdt,
Und der Pallast verbrannte.
Der alte Narr nun weinte laut,
Als man die Kinder sandte,

Nun ließ er ihre Asche schön
In einem Grab vereinen,
Gieng jeden Monat hin, um da
Sein Tollsein zu beweinen.

Der Liebenden Gedächtniß feiert
Man jährlich in Gefangen.
An keinen Fenster seit der Zeit
Sieht man Liebhaber hängen.

Höhnten nie den Armen, kehrten
 Nie den Rücken, wenn er keine Blümchen fand.
 O wie manchem reichten wir mit Freuden
 Unfre Hände, wenn er matt und krank,
 Unter schweren Bürden großer Leiden
 Neben uns, nach Hülf' lächzend, sank!
 Laß uns weiter wallen, herzlich küssen,
 Jede Freude, die in unsre Arme sinkt,
 Und dem Lobgesenge, mit dem reinesten Gewissen,
 Frey entgegen rufen, wenn er winkt!
 Zwar verbirgt vor uns ein Nebel unsre Tübel;
 Doch, der Gott, der uns dies Leben gab,
 Sieht uns unter Freuden graue Haare,
 Und bey schweren Leiden einen Grab.

An den Tod.

Wenn der Frühling meines Lebens
 Wie ein Strom vorüber lief,
 Und die Freude mich vergebens
 Hin zu ihren Längen rief:

Wenn

Wenn ich, wie die schwache Rebe,
 Mich durch Kümmernisse wand,
 Hier und da nur schwache Stäbe
 Meinen Geist zu stützen fand:

Wenn mich Finsterniß umhüllte,
 Mir verbarg den sichern Pfad:
 Ueber mir der Donner brüllte,
 Und das Grausen zu mir trat:

O da warst Du meinem Herzen,
 Lieber Tod! der traute Freund;
 Denn Du stillst die bangen Schmerzen,
 Schließt das Auge, welches weint;

Denn Du lächelst sanften Frieden
 Einem kranken Herzen zu,
 Führest freundlich einen müden
 Pilger zu des Grabes Ruh.

Vor Dir flieht der bleiche Kummer,
 Vor Dir flieht der Leiden Schwarm;
 Ruhig, ruhig ist der Schlummer,
 Freundlicher in Deinem Arm.

Doch

Doch jetzt bist Du meinem Herzen,
Lieber Tod, kein traurer Freund;
Denn ich habe keine Schmerzen,
Und kein Auge, welches weint.

Und der Liebe keine Leiden?
O die sind so süß — so süß!
Wärlich nicht um Götterfreuden,
Wärlich nicht um goldne Blicke

Nicht um Gulsaus Nordstern-Orden,
Nicht um Friedrichs Sans-Souci,
Nicht um aller hohen Pforten
Löwenthaler tauscht ich sie.

Nicht um Mergentheims Gefälle,
Nicht um Hochheims besten Wein,
Nicht um eine Domherrnstelle
Bey Thur-Maynz — warhastig nein!

Denn das Mädchen, das mich liebet,
Ist der ganzen Schöpfung Zier,
Tausend, tausend Freuden giebet
Sie mit ihrer Liebe mir.

Und

Und ich bin so froh, so fröhlich,
Und so glücklich — sähst Du's nur!
Kein Geschöpf mehr ist so seelig,
Kein Geschöpf in der Natur.

Sähst Du ihrer Wangen Blüthe,
Ihren Mund, den Wuchs, den Gang;
Hörtest ihres Herzens Glüte
In der Stimme Silberklang:

Ihren Busen, ihre Blicke —
Guter Tod! ja, sähst Du dies:
O Du nähmst mir alles Glücke,
Nähmst mir's Mädchen ganz gewiß.

Bitte, bitte! blicke lieber noch
Nie das gute Mädchen an:
Husch geschwind, geschwind vorüber,
Nimm mir's ja nicht, Knochenmann!

Denn ich sag' Dir: Gräber trennen
Mich aus ihren Armen nie;
Mußt mich gleich mitnehmen können
Kann nicht leben ohne sie.

5. An

An den Herrn Major von B*.

Soll ich, o B. den Muth besingen,
Der Deine Freundin jetzt belebt,
Die, dreist sich auf Dein Ross zu schwingen,
Sich über unsre Furcht erhebt:

Am Helm des aufgethürmten Flores
Den Federbusch Minervens trägt,
Und im Gefolge eines Chores,
Mit Dir durch das Gehölz jaget?

Ja, wenn mich nicht das Schicksal schreckte,
Das Dich im schnellen Ritze traf;
Denn alle Kunst der Aerzte weckte
Dich kaum aus Deinem Todesschlaf:

Selbst Paul der feine Reiter übte,
Erschrack, und hielt mit seiner Schaar;
Und half, weil Er Dein Leben liebte,
Mitleidig Dir aus der Gefahr.

Und ach! ob Du es gleich nicht achtest,
(Ein junger Held was achtet er?)

Die

Die schweren Folgen nicht betrachtest,
Fürcht ich für Deine Tage sehr;

Und bin aus Pflicht Dein Freudenförder,
Und überläßige Dein Ohr,
Und predige — ein dreister Lehrer —
Dir Sorge für Dein Leben vor.

J. C. v. B.

Ein Landlied auf Grafenheide. D.

Nimm mich, nimm mich Göttin, sanfte Freude,
Ganz in deinen Schooß.

Hier im Sitz der Lust, in Grafenheide
Wohnst du kummerloß —
Hauchst in jedem Zuge
Sanfte Ruhe ein;

Drum

*) Dieses Gedicht, welches eigentlich nicht fürs Publikum bestimmt worden, aber doch deshalb demselben nicht weniger interessant und angenehm seyn wird, rühret von einem der ersten und größten Genies unsrer Zeit her, und macht der Poesie und dem Herzen des ehrwürdigen Dichters eben so viel Ehre, als den vorreflichen Personen, denen zu Liebe das selbe entworfen ist.

Drum im stillen Traubensfluge
Will ich mit erquickter Seele
dir ein Liedlein
weihn.

Alles lacht um mich — wohin ich sehe
Prangt mit mildem Geiz
Neu Vergnügen, und wo ich nur gehe
Lacht ein neuer Reiz.

Seht die Aehren wallen,
Hin zum runden Hain,
Wo Natur-Koncerte schallen —
Und die Wipfel und die Zephyr's Krauschen
Lust darein.

Rings umkränzt von See und Wald und
Fert umher mein Blick, —
Immer fremde — niemals Satir zu schauen
Sind ich immer neues Glück.
O Natur! du glänzeſt
Unerschöpflich reich,

Und ein Ort, den du bekränzeſt,
Lacht der Kunst und des Gepräuges, und ist
Gleich.
Zwar

Zwar hier tanzt auf Rosen keine Phryne
Lauten Scherz mir vor,
Keine Silberflöte lockt ins Grüne
In ein Nymphenchor.
Doch die stille Freude
Fließt ins heitre Herz,
Und im muntern Hirtenkleide
Lacht sie nur auf heitern Stirnen, weit vom
wilden Scherz.

Prangt, ihr Dichter, mit erträumten Grün-
den,

Wo die Wollust thront —
Euer Tempe — sagt, wo ist's zu finden,
Als im Dichtermond?
Zwar ist Grafenheide
Keine Götterflur —
Doch auf dieser Unschuld'sweide
Lacht in Augen und auf Stirnen nichts, als du,
Natur.

Wenn im Abendroth der Himmel schwimmt,
Wähl ich dich, o See!
Wenn der Silberthau auf Wiesen glimmert,

Wähl ich dich, Allee!
 Wenn die Sonne steigt,
 Suche ich den Wald;
 Und wenn sich der Abend neiget,
 O so bist du, Freundschaftshütte, mir ein Auf-
 enthalt.

Hier als Jüngling Rosenkränze winden —
 Ist ein Königreich.
 Hier sein Leben neu verjüngt empfinden —
 Sagt, was ist dem gleich?
 Hier, wo sich Vergnügen
 Nicht mit Silber zahlt,
 Und wo sich mit sanften Zügen
 Auf dem Antlitz der Bewohner treue Freundschaft
 macht.

Dies schrieb ein Fremdling, der auf Gra-
 fenheide
 Zum ersten Lieflands Landesfreunde
 Im Zirkel lieber Freunde fand.

J. G. H.



II. Dra-

II.

Dramatische Aufsätze.

Die Sizilianische Besper.
 Ein historisches Gemählde.

von
 Lenk.

Personen.

Philippus von Anjou.
 Don Pedro von Arragonien.
 Constantia, seine Gemahlinn und Manfreds Tochter.
 Don Carlos Xaver, sein Prinz.
 Loria, arragonischer Admiral.
 Isabelle, Infantinn Philippus von Anjou, in
 Mannstracht.
 Irene, eine von Constantias Kammerfrauen.
 Janus, Abgeordneter der Stände von Sizilien.
 Leorychius, päpstlicher Legat.
 Johann von Procida, ein übelgesinnter Sizilianer.

Androva,

Androva, Offizier des Loria.

Gyton, ein junger griechischer Sklave.

Einige Herolde, Soldaten und Hofbediente.

Der Schauplatz ist bald zu Messina, bald nahe dabey in dem Lager der beyden zu Felde liegenden Mitbewerber um Sizilien.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

(Das Lager.)

(Die Vorposten der beyden Armeen gegen einander. Auf beyden Seiten treten Herolde auf, die Stillstand ausdrücken, bis die beyden Feldherren sich unterreden. Man legt die Waffen nieder, und mit einem zahlreichen Gefolge erschienen Philipp und Don Pedro auf der Bühne.)

Pedro. Was für ein Recht hat Philipp zu der Krone von Sizilien?

Philipp. Das Recht des Eroberers, das erste Recht in der Welt. Fragt lieber, worinn bestehen die Geheimnisse eurer Kriegskunst? wie fangt ihr es an, durch unvorgesehene Märsche, unerwartete Stellungen, Verbindung der leblosen und be-

lebten

lebten Natur, Furcht und Schrecken auszubreiten, wohin der Name eurer Waffen kommt.

Pedro. Wenn das dein Recht ist, päpstliche Morte! die wider Vernunft, Billigkeit und Natur nichts als ihr Ansehen einzusetzen meynt: so muß ich Dir im Namen eines heiligeren Rechtes ankündigen, daß Du die Waffen zu strecken hast. Dein Prinz, der Prinz von Salerno ist durch die männlichere Kriegskunst meines Admirals Loria, der der Vereinigung eurer beyder Flotten wie ein Blitz zuvoreilte, mitten in dem Hafen von Messina, am Schluß seiner Laufbahn und der Ausführung eures Plans gefangen — mein Gefangener, so wie der hochmüthige König Philipp, wenn er jetzt durch keinen unerwarteten Coup unsere Kriegskunst, die sich auf Recht gründet, zu Schanden macht.

Philipp. So greift zu den Waffen, redliche Mitbürger! Mein Sohn gefangen? Ha ich spotte dieser Kriegskunst. Vergest nicht, daß unser Sieg in den Herzen der Sizilianer liegt, in der Achtung, die sie uns wider Willen schenken müssen. Wer hat sie das Leben kosten gelehrt, ihnen die Süßigkeiten der Künste schmecken lassen? Und das große

Band

Band aller Völker, der Gott der Sizilianer, Brod — — durch wessen Ruhm gelockt, waren die Venezianer willig, den Sizilianern Brod zuzuschiffen, das sie ihnen jetzt versagen. War es nicht Karl von Anjou, unser Ahnherr, der Eroberer, der vorgegebene Usurpator eures Reichs?

Pedro. Wir werden eure Wortkriege mit den Waffen widerlegen.

Philipp. Nicht in sofern Worte Waffen sind. O Pedro! wir sind noch nicht erschöpft, gesetzt auch, daß mein Sohn durch irgend eine Verrätherey in eure Hände fiel, denn beyhm Himmel! niemand als ein Verräther kann euch entdeckt haben, daß sich unsere Flotten vereinigen wollten. Der Pabst, euer Freund und euer Feind, der euch ins Land rief, weil wir ihm zu mächtig worden, weil er unser Bündniß mit dem Kaiser von Byzanz und Venedig scheute, und in Jerusalem und Sizilien eine neue Monarchie befürchtete: dieser Pabst ist noch auf unserer Seite, sobald das Stück euren Waffen folgt.

Pedro. Ha Deine List wird uns nicht entwaschen — zum Gewehr!

Philipp. So wenig, als uns die eurige.

Zum

Zum Gewehr gegen Rebellen und Verräther. — Wir haben Hinterhalt in Sizilien, und einen Hinterhalt, der mit dem Kreuz der Andacht bezeichnet ist. Dem Pabst gehört Sizilien, nicht euch arragonische Räuber, die ihr Recht darauf, selbst das was sie von Roger herleiten, aus den Händen des Pabstes empfangen.

Pedro. Der Pabst hat uns hieher gerufen, Conradins Tod zu rächen, den ihr als die ehrlossten aller Räuber vom Thron warft.

Philipp. Und den Rom selber bluten ließ, weil er sein Reich nicht aus den Händen des Pabstes empfangen wollte, der der rechtmäßige Lehnsherr davon war. Ihr schmücket eure Leidenschaften mit dem Recht.

Pedro. Zu den Waffen!

Philipp. Zu den Waffen wider Empörer!

Pedro. Der Pabst ist unser Freund.

Philipp. So triumphire väterliche Wuth, wenn ihr meinen Sohn zum Opfer für Conradin macht, den euer Freund der Pabst hinrichten ließ. — (zu seinen Leuten) Bläst Lärm!

Pedro. Zum Angriff! —

Philipp.

Philipp. (zu seinen Leuten) Der Pabst wird ihnen so meineidig werden, als er's uns geworden ist. Er haßt nur den Ueberwinder, aber nie den Ueberwundenen. (weiser) Es ist uns gut, daß sie im Vortheil sind —

Pedro. (zu seinen Leuten) Ihr seht, er ist krank: er ist nicht mehr fähig, einen männlichen Entschluß zu fassen

Philipp. Greift an! —

Pedro. Haltet inne! — Da kommen die Stände von Sizilien.

Zweyte Scene.

Janus mit Gefolge zu den Vorigen.

Pedro. Was ist euer Besuch, ehrwürdigen Stände Siziliens?

Janus. Die Auslieferung des gefangenen Prinzen von Salerno. Constantia versagt ihn uns, und diese Großmuth zur Unzeit verwirrt alles. Er soll auf dem Fleck bluten, wo noch Conradinens Blut für uns klebt, ein Blut das im Angesicht des ganzen Europa von Räubern vergossen ward, und auf dem das Erbrecht zu Sizilien ruhte.

Philipp,

Philipp. (zu seinen Leuten) Ihr seht daß es eine Kriegslust ist; sie mißgönnen diesen Gefangenen Pedros Händen, der ihn als ein wichtiges Instrument zu einem vortheilhaften Frieden brauchen konnte. Greift an und schlägt, jetzt ist es Zeit. Sizilien haßt Arragonien noch mehr, als es Anjou hassen konnte, das im Fall der Noth sein Befreyer vom Pabst selber ist.

Pedro. (zu Janus) Ich sehe, man rückt ins Gewehr. Wir haben nicht Zeit, an die Rache unsers Blutes zu denken, als mit den Waffen in der Hand.

Janus. Wir wollen es in den Mauern unsrer Stadt rächen und euren Waffen zu Hülfe kommen.

Pedro. Thut, was ihr wollt, und kommt. Ich muß angreifen — — mich vertheidigen —

Janus. Euren königlichen Willen an Eure Gemahlinn!

Pedro. (Befehle austheilend) Ich habe nicht Zeit.

Janus. (zu seinen Leuten) Wenn sie im Handgemenge sind, so laß das Signal geben. Sie sollen die Gefängnisse auffsprengen, Salerno und alles,

alles, was von Anjous Parthie ist, hinrichten, damit unsere Unterdrücker, erbitterter als gereizte Dyrger gegen einander sich bis auf den letzten Mann aufreiben, und im allgemeinen Blutvergiessen Siziliens halb erslickte Freyheit wider aufleben kann. Kommt ins Lager des Prinzen — (Sanns ab. Die beyden Partheyen gleichfalls ab, indem sich beyde Armeen rüffen und endlich vom Theater verschwinden.)

Dritte Scene.

Leotyhus, mit einem Kreuz in der Hand, im Gefolge der kreuzbezeichneten Soldaten.

Leotyhus. So weit hat unser Häuflein es endlich gebracht, daß zwey erbitterte Partheyen, die einander bis auf den letzten Mann aufzureiben entschlossen sind, und die dritte, welche beyde unterjochen wollten, und die an beyden aus allen ihren Kräften würgen und zerstören helfen wird, uns alle drey für ihre eifrigsten Freunde halten. Seyd also auf eurer Hut, meine Söhne, daß ihr nicht durch eine übereilte Einmischung unserm eigenen Interesse schadet, sondern spahrt eure Kraft dahin auf, daß ihr dem, der als Ueberwinder auf der

Scene

Scene bleibt, es sey wer es wolle, zuletzt an die Rähle fällt.

(Ein Feldgeschrey.)

Einer vom Gefolge. Horcht! der König greift an.

Leotyhus. O thörichte Welt! Wir, die wir uns den Kriegen der Kirche, der Wiedereroberung des heiligen Grabes gewidmet haben, sehn herab auf die Leidenschaften der Menschen, auf die blutigen Ansprüche der Guelfen und Gibellinen gegeneinander, wie irgend ein gesetzter Mann auf Bären- und Wolfsbehen herabsieht. Je blutiger, desto mutziger. Sie sind zum Blutvergiessen erschaffen, und es ist recht, daß sie ihre ganze Wuth gegeneinander erschöpfen, damit sie nicht etwa auf einen dritten falle, der ihnen nicht gewachsen ist. Aber horcht, das Gefecht wird ernstlich, das Geschrey nimmt zu! Kommt in das Lager des Prinzen! So jung, so rasch, so bereit zur Rache Conradins er ist, so bedarf er doch noch einiger Anspornung, wäre es auch nur, damit seine Phantasie sich nicht abkühlte, und ihn etwa wieder erinnerte, daß wir mit einigen Antheil an Conradins Hinrichtung hatten. Seyd den Kriegen des Herrn gesegnet. (Er gehet ab.)

Zweyter

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

(Der Pallast in Mexina.)

Constantia. Irene.

Irene. Der Fremdling verlangt vorgelassen zu werden, der Ew. Majestät Friedensbedingungen vom König Philipp anzutragen hat.

Constantia. Friedensbedingungen? vom König Philipp? in einer Stadt, die noch kaum unser, wo die Parthey des Königs Philipp bey weitem nicht die geringste ist? — — Irene! du bist so sicher, hier mitten im Kriegs Feuer, hier, wo eine Eskafette nach der andern uns eine neue Post des Blutvergießens bringt.

Irene. Ich bin so sicher, Ew. Majestät, daß ich diesen Fremdling im Augenblick vor Sie stellen will, und wenn Ihr bey seiner Miene ein einziger Zweifel übrig bleibt — —

Constantia. Mienen, Mienen? Weißt du nicht, daß die Mienen der Franzosen die Hölle selbst mit dem Himmel bedecken möchten.

Irene.

Irene. Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß dieser Fremdling derselbe war, der unserm Admiral Loria zu seinem Coup verhalf — derselbe kurzum, der ihm den Brief in die Hände spielte, den der König Philipp an seinen Prinzen geschrieben, und in welchem die Ueberrumpelung von Mexina, und wahrscheinlich der Untergang des arregonischen Namens angezettelt war —

Constantia Irene! diese Großmuth — und wir haben diesen Fremdling in Händen? und er ist noch unbelohnt? — — — und es schlägt französisch Blut in ihm? — — Sieb Acht, daß es keine Kriegslist ist —

Irene. Es ist so wenig eine Kriegslist, als ein solches Gesicht jemals einer Kriegslist fähig ist. Ich kann Ihnen keinen andern Beweis geben.

Constantia. Immer das Gesicht! immer die Miene! — — — Laß ihn hereinkommen — (für sich) Friedensbedingungen vom König Philipp! ach sie kämen mir jetzt zu rechter Zeit — Mein Sohn ist erbigt auf der Laufbahn der Ehre, und möchte gar zu gern einen unvorsichtigen Streich wagen — der ihn in Conradins Fall setzen könnte. (Irene

gehe

geht hinaus) Er will ihn rächen; Gut, edel das! et
 oß ihn rächen — aber wenn Zanus ihn dazu aufwie-
 gelt, Leotychius — — wenn ihm kein Loria an
 der Seite steht. —

Zweyte Scene.

Johann Procida zu Constantien.

Constantia. (schneht) Was will Procida hier?
 Unangemeldet Procida?

Procida. Ew. Majestät sehten nicht mehr für
 Sizilien.

Constantia. Procida, es war eine Zeit, als
 du mein ganzes Vertrauen hattest. Die Abscheu-
 lichkeiten der Anjou's gegen meinen Neffen Conra-
 din wider die ganz Europa schrie, entbrannten
 auch euch von einem edlen Eifer uns zu rächen,
 und zur Erwidrung nahmen wir Antheil an den
 Ungerechtigkeiten, die euch wiederfahren.

Procida. Und das alles ist jesso wiederberge-
 stellt? Conradin ist etwa gerächt? unsere Güter
 sind uns wiedergegeben, unsere Weiber — —
 die Franzosen sind aus dem Lande gejagt —

Constantia.

Constantia. Nicht das! aber euer ungestü-
 mes Anhalten um den gefangenen Prinzen von Sa-
 lerno, will mir das einzige Instrument aus den
 Händen winden, alles wieder herzustellen.

Procida. Ew. Majestät wollen etwa warten,
 bis Kaver auch gefangen und das Vergerniß vor
 den Augen des ganzen Europa zum andernmal wie-
 derholt wird —

Constantia. Wolte Gott, ihr hieltet es nicht
 mit dem Pabst. So aber macht ihr eure Freun-
 de selber mißtrauisch.

Procida. Was verlangen wir anders als
 Rache, gegen Ew. Majestät eigene Feinde? Wir
 wollen Ihrer Großmuth und Schwachheit durch
 das verdoppelte Gefühl auch unsers Unrechts zu
 Hülf kommen, gerecht gegen sich selbst zu seyn.
 Wer sind Sie? wer sind wir? Es ist wahr, der
 Pabst schreibt Ew. Majestät in Ihrem eignen Reich
 Gesetze vor, er bestimmt Ihnen, wie weit Sie in
 Ihren Auflagen gehen dürften, um durch diese
 unnöthige Einmischung Ihnen die Herzen Ihres
 Volks zu stehlen. Aber je länger dieser Krieg währt,
 desto schlimmer wird dieses Uebel, besonders da

Venedig,

Venedig, daß mit ihm in Bündniß steht, und daß Geraide sperrt; denken Ew. Majestät auf einen beherzten Streich, der alle diese Ungewitter mit einem Schlage abdampft — — — Denken Sie an unsere Rechte —

Constantia. Es ist wahr, sie nahmen deine Güter Procida, sie verführten dein Weib — es schneid't mir durch die Seele, Procida, dieser dein Blick da, dies dein Schweigen — aber bedenke, sollen achttausend Unschuldige, so viel möchten etwa Franzosen in Mexina seyn, das Verbrechen eines einzigen, oder auch einiger ihrer Vornehmen büßen. Achttausend gute nützliche Bürger, die euch Künste und Gewerbe ins Land gebracht, eure Sitten mild gemacht, euer Leben mit Blumen bespreut haben —

Procida. Künste und Gewerbe — — ja bey'm Himmel! Künste bey unsern Weibern — Sie haben uns alles genommen, alles — was das Leben würdig machen kann, unser Eigenthum, unsere Ehre — und zuletzt das was uns das Liebste auf der Welt war, unser Weiber Herz. Wie konnten wir diesen gefallen wenn Mangel und Unterdrückung
uns

uns kriegend, und in unsern eigenen Augen unerträglich machten — Constantia! Conradin war ein vom Himmel gesandter Engel uns zu rächen. — alle Augen waren auf ihn gerichtet, alle Hände ausgestreckt, ein Nerve, eine geballte Faust für ihn zu seyn. In ihm glimmte unsre letzte Kraft, die letzte Würde der Menschheit auf, und er blutete — Himmel und blutete ungerächt — und seine eigne Mutter istz, die uns die Rache wehren will.

Constantia. Unsinnige! wer hat euch gerufen, seine Rächer zu seyn! Hab ich nicht einen Prinzen, der Mann's genug ist, ihn zu rächen, wie es einem Fürsten ziemt. Wenn Anjou euch ein Joch übergeworfen hat, so ist meines Sohnes Hand ausgestreckt, es euch abzunehmen — Warum bleibt ihr zurück? Ha wenn ihr ihn nicht ins Lager begleitet, wenn ihr nicht mehr Manns genug seyd, euch euren Weibern von dieser Seite wieder hochachtungswürdig zu machen: so seyd wenigstens Mannes genug, ihnen nicht durch einen Meuchelmord vollends Verachtung und Abscheu wider euch einzustößen.

Procida. Muechelstord — — diese Sprache hat Constantia an den Grenzen von Anjou gelernt — — Ich sah Conradin hinrichten, ich sah seine letzte sterbende Miene, mit der er die ganze Welt verachtete. Ich sah den Blick der Verachtung und des Schmerzens, mit dem er seinen Handschuh auszog, sich von allen Seiten umsah, und endlich mitten unter seiner schändlichen Gesellschaft, unter seinen Henkern selber Verwirrung und Ehrfurcht ausbreitete, als er im Triumph schrie: Wer diesen Handschuh anrührt, erbe die ganze Rache des, der ihn trug, und bringe sie glühend in das Herz meines Vetter Kavers, des einzigen rechtmäßigen Erben von Sizilien (sich auf die Brust schlagend) Ich war es, der diesen Handschuh aufhub; Constantia! ich brachte ihn zu dir, und wollte Gott, ich hätte allen Furien meines eigenen Schicksals mit einem Eingang in Kavers Herz verschaffen können. Sie nahmen mir mein Weib — weil sie sahen, daß mich das Schicksal dieses Prinzen rührte, deines Neffen — und Constantia will warten, bis Kavern ein ähnliches Schicksal wiederfährt. —

Dritte

Dritte Scene.

Irene, mit Isabellen in Mannsleibern zu den Vorigen.

Constantia. (ganz außer aller Fassung) Da ist auch ein Franzose — da ist auch ein Franzose — — — Sieh seine Miene an! —

Procida. (sie wird ansehend) Seine Miene — seine Miene — ich wünschte er hätte ein Haar von Schlangen und die Verzerrungen der Gorgone, ich wollte mein Schwerdt bis ans Heft in seine Weiberbrust senken und fragen ob da Gefühl von Recht und Ordnung sey — (auf sie zugehend) Ein Franzose — — — Ich erwarte den Streich mit der Glocke, der alle deines Gleichen — — (sich den Mund zubetend, bey Seite) Was habe ich gesagt?

Isabelle. (hat ohnmächtig zu Irenen) Wird sie mir's glauben?

Irene. (zu ihr) Ermanne Dich! und sprich mit ihr! — — Du siehst, sie ist ganz herablassend, nur muß sie wissen, was Du willst. —

Isabelle. Kann diese Verwirrung von Gefühlen eine Sprache finden?

Irene.

Irene. Er. Majestät, dieser Sklave ist bloß durch den Ruhm von Er. Majestät Großmuth zu dem außerordentlichsten und edelsten aller Schritte verleitet worden, von denen die Geschichte jemals reden wird. Denn was soll ich Ihnen verheelen, was Ihnen dieser steigende Busen, diese halberloschenen Augen, dieses feinere Spiel der Nerven allzudeutlich sagen müssen, es ist —

Isabelle. (fällt ihr in die Arme) Halt inne!

Irene. Es ist ein Frauenzimmer —

Procida. (mit aufgehobener Hand gegen sie) Hölle und Verderben! ein Frauenzimmer, ein französisches Frauenzimmer — um Constantiens weiches Herz, das ohnehin schon für jedes edle Gefühl erschläfft war, vollends zu — — — zu — — — Ich muß in's Prinzen Lager — — — ich muß zu meinen Verbündeten — — — (nach der Uhr sehend) die Stunde nahez herant. —

Constantia. (zitternd zu Procida) Ihr sollt hier bleiben, Procida! ihr dürft mir nicht aus den Augen — — — (zu Isabellen) Und was will dieses Frauenzimmer — — — ?

Irene. Gott, sie kann nicht sprechen — — —

sie

sie will hunderttausend Sachen — — — und will nichts — — —

Constantia. Ein Frauenzimmer — wagt sich mitten auf die Wellen des Meers — — unter die Flammen des Kriegs — — — Fast dürfte ich sagen, meine Augen selber strafen mich Lügen. Nein, das ist kein gewöhnliches Frauenzimmer.

Irene. Es war ein Frauenzimmer, dem die Luft ihres Zimmers selbst ehemals zu rauh war. Aber wie sehr kann das Gerücht von grossen Gesinnungen und Thaten hinreißen — — sie liebte —

Constantia. Den Prinzen von Salerno, dem sie doch in unsre Hände übergab! (sie aufmerksam ansiehend.) (Es herrscht eine minutentange Stille, in der sie der seine besondere Gemüthsbewegung durch eine eigene Pantomime ausdrückt. Endlich fällt.)

Irene. (ihr zu Füßen) Nein, nein, gnädigste Souveraine, es war keine Kriegslift —

Constantia. Wie? du folgtest dem Prinzen in den Krieg, um ihn an uns zu verrathen?

Procida. Ha, das ist ein Zug ihrer Ration. Und das war nur noch ein Frauenzimmer. — — Aber, ich stehe auf einem glühenden Roß hier. —

und

Und Constantia kann es mißbilligen, daß wir an einer so treulosen Nation gemeinschaftliche Hand legen. —

Constantia. Androva komme — — Loria muß zurückgekommen seyn. Führt mir die Sklavinn weg. (Man führe Isabellen ohnmächtig weg.)

Vierte Scene.

Androva zu den Vorigen.

Androva. Eben, meine theuerste Souveraine! setze mein Admiral den Fuß ans Land. Jetzt sollen sie's versuchen, unsern Prinzen zur Maschine ihrer Absichten (auf Procida einen Blick werfend) zum Grundpfeiler ihrer neuen Monarchie zu brauchen. Venedig, das uns das Getraide sperren sollte, hat einen Knebel in den Rachen bekommen, Loria hat eine Eskadre von Schiffen dort gelassen, die sie zwingen, uns die Schiffe aus der Levante zuzurufen — und mit Tunis wird es ihnen eben so wenig gelingen. Selbst der Kaiser von Byzanz ist halb von unsrer Parthey — — aber war das nicht der französische Offizier, den ich vorhin dort wegführen sah, dem Loria die Rettung des ganzen Reiches

ches zu verdanken hat, der ihm die Papiere des Königs Philipp an seinen Prinzen in die Hände lieferte.

Procida. (bey Seite) Das vertrag ich nicht länger — — —

Constantia. Procida, was sagst Du dazu? Loria hat euch Brod verschafft.

Procida. (ganz abwesend) Ich will ihn hereinrufen. (läuft hinaus)

Constantia. (zu Androva) Procida selbst ward milder durch seinen Anblick, so ganz Wohlwollen ist sein Gesicht. Und was wirst Du sagen, wackerer Androva, wenn dieser Fremdling, dem Du so viel zu danken hast — dem ich so viel zu danken habe — — denn ich habe noch einen besondern Plan mit ihm — — — (unruhig) Aber er kommt nicht! Procida hat uns belogen — (tinnend) Irene! wo ist Procida? — — — wo ist der Fremdling. —

Fünfte Scene.

Irene zu den Vorigen.

Constantia. (immer unruhiger) Er hat dies zu einem Vorwand gebraucht, zu entkommen. —

Sprach

Sprach er vorhin nicht von einem Streich mit der Glocke. — — — Man schicke den Augenblick Waschen aus, sich Procidas zu bemächtigen — er wird ins Lager des Prinzen seyn — auch dahin sollen Boten ihm nachheilen. (zu Androva) Sie haben dem Prinzen einen Sklaven aus Griechenland zugegeben, der mit aller Beredsamkeit jenes Klima und jener Sprache, ihm Morgen für Morgen die Geschichte Conradins mit neuen blutigen Stacheln in sein ohnehin schon verwundetes Herz drücken soll. Sie wollen ihn zu einem unvorsichtigen Schritt spornen, damit, es gehe wie es wolle, das Blutbad nicht mehr zu stillen sey. Fällt der Prinz in Anjous Hände, so würde unsere Rache unverlöschbar: siegen wir über Anjou, so schreibt uns der Pabst und Sizilien selbst Befehle vor, denn es ist leicht abzusehen, daß uns ein solcher Sieg mit entkräften müsse. — Nun kam dieser Sklave eben recht, um jenen griechischen Sklaven bey meinem Prinzen abzulösen, und zur Hemmekette zu dienen, ihn in seinen Operationen gegen den Feind langsamer zu machen, wodurch wir alle gewinnen werden.

Irene. Ew. Majestät machen ihn zum Glücklichsten

lichsten aller Sterblichen, wenn ich ihm das wieder sage. O es ist unglaublich, in wie vielen Rücksichten diese Nachricht alle alle Wünsche seiner Seele trifft.

Constantia. (zu Androva) Ja ich muß Dir nur sagen, dieser Fremdling, so wichtige Dienste er dem Staat geleistet, ist ein Frauzimmer — und was Dich noch mehr verwundern wird, ein Frauzimmer, das Härlichkeit für den Prinzen hatte, den sie in unsere Hände verrieth —

Androva. Das ist unglaublich —

Constantia. Eine ganz eigene Art von Härlichkeit. Sie glaubt ihn noch immer sicherer und besser aufgehoben in unsern Händen, als unter den Gefahren des Krieges. Und nun will sie meinen Sohn zum Frieden willig machen, den die Liebe ihr am besten zwischen ihm und dem König Philipp negoziiren helfen wird, dessen Denckungsart in Ansehung seines Sohnes ihr nicht fremd seyn kann — Ist das nicht sinnreich?

Irene. (bey Seite) Wie unrecht — — — und doch wie edel beurtheilt sie das Herz meines Fremdlings. O wenn sie wüßte, wenn sie nur erathen

rathen könnte, daß es die Schwester des gefangenen Prinzen selber ist, und was für einen Frieden sie mit ihrem Vater zu negociiren willens war. Wenn sie wüßte, was Isabellen auf die See zog, wenn ihre Bescheidenheit es ihr zu ahnden zuliesse, daß nur der, der die Belagerung der Guelfen in Abruzzo aufhob, als ein ausschweifend heroischer Vater, auf seinen leiblichen Sohn, den man in die feindliche Fronte gestellt, doppeltes Feuer geben ließ, daß nur Raver und das Gerücht von ihm ihr jugendliches Herz fesseln konnte —

Constantia. Wir wollen ihr nach. Wir wollen diesen Fremdling selbst auffuchen und ihm sein Schicksal ankündigen —

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Lager des Prinzen Raver, vor Aufbruch der Sonne.

Raver. (in voller Rüstung wandelt durch die Zelte) Es schläft noch alles. O daß ich in die Adern meiner Soldaten nur einen kleinen Theil dessen übertragen könnte, was mich weckt. — Doch sie sind Soldaten,

ten, sie müssen schlafen, um das auszuführen, was mich nicht schlafen läßt. Wie viel leichter ist es, Befehle geben, als auszuführen — Wo ist Cyton? Er schläft auch — und hat doch nichts zu thun, als mir zu erzehlen — Was kann er mir erzehlen, was ich nicht fühle — — Aber wenn die Seele stumpf wird, wenn sie über ihrem eigenen Töben selbst nicht mehr weiß, wornach sie sich sehnt — — — O Cyton! Cyton! — — — (ab)

Cyton. (der vor einem Zelt ausgestreckt lag, erwache und dehnt sich)

Cyton. (auffahrend) Ja, ja, gnädigster Prinz — — — wo war er? — — — war er nicht hier? (entschläft wieder.)

X. ver. (kommt wieder) Loria hat einen großen Coup ausgeführt — Und hast du mich nicht gewarner, Natur? — Conradin rief mir, mir, mich forderte er vor den Ohren der ganzen Welt zur Rache auf — Er erzehlt so schläfrig, so matt, dieser Knabe, ich will ihn abschaffen. Procida sollt ich um mich haben, wenn ihn mir meine Mutter gönnte. Procida, der die letzten Worte seines Mundes aufstieß, dem sie sich, mit seinem eigenen Drangsal befügelt,

gest, wie Feuerpfeile ins Herz gruben — — da ist Procida! der Himmel selbst erklärt sich für mich, er erhört mich auf der Stelle.

Zweite Scene.

Johann Procida, zu den Vorigen.

Xaver. guten Morgen, Procida!

Procida. so ganz gewaffnet! — (hat bey Seite)
fürtrefflicher Prinz (ganz laut) Ich glaubte Conradin wieder zu sehen.

Xaver. Du kommst mir recht. — Wie ist Procida? du hast Conradin gesehen, als er aus den florentinischen Gebirgen zurück gebracht ward —

Procida. Mäßigen Sie sich ein wenig, mein Prinz! die Sonne geht auf.

Xaver. (eine Wette stumm hinschend) — — Wie war's, wenn wir heute den alten Graubart Philipp selbst fiengen Es ist doch wohl so rühmlich, einen alten versuchten Soldaten gefangen zu nehmen, als einen jungen unerfahrenen Menschen wie Salerno war.

Procida. (mit Xaver vorwärts gehend) Man wird Ihnen das nicht gönnen, mein Prinz! — —

Xaver.

Xaver. (nach einigem Seufzschweigen) Müssen doch meine Feinde selber gestehen, daß ich einen rechtmäßigen Krieg führe. Dieser Leotyrius, der mir doch im Herzen gar nicht gut ist, kann in ordentliche Begeisterung gerathen, wenn der pfeigmatische Gyton erzählt. — — Ihm gefiel der Plan, König Philipp in den Rücken zu fallen, wenn mein Vater ihn durch eine verstellte Flucht vorwärts gelockt — — Auch Janus war wohl damit zufrieden und sagte, er wüßte wohl noch einen dritten Hinterhalt — —

Procida. Hier, hier mein Prinz! in diesem Herzen (auf seine Brust deutend) die alle ein Wille sind, den Franzosen ein Ende zu machen, so bald Sie winken — —

Xaver. Psuy, psuy Procida, keinen Meuchelmord! (greift nach der Lanze und geht vorwärts, Procida folgt ihm.)

Dritte Scene.

Gyton, (den der Glanz, der gegenüber aufsteigenden Sonne plötzlich ermuntert hat, sich aufrichtend)

O Sonne! o mein Vaterland; — — — (nach einer

einer langen Pause mit ausgebreiteten Armen) Wie viel verschwiegene Gefühle unterdrückter Thränen kennst du allein, kannst du allein dorthin berichten — — Das erstemal, daß mirs erlaubt ist wieder ganz ich zu seyn — — — Meiner Schwester! meiner Geliebten, die dich vielleicht nicht aufgeben sieht, aber! deine Wirkung fühlst. — Sonne! Sonne! dir sey es geklagt, jetzt, jetzt, da du hinter den Vorhang deiner Nachtruhe hervortrittst, noch ganz meinen Klagen offen, noch nicht durch das mannigfaltige Elend zerstreut, das dich am hohen Mittag in so viel verzerrten Gestalten belagert — — — (sich schüchtern umsehend). Er ist nicht da! Welcher glückselige Traum hat ihn in seine Zauberarme genommen, daß Er, daß ich wieder Othem holen kann. (steht auf) Die beste, die grösste, die edelgeschaffenste Seele, mit unaufhörlichen, von ihm selbst gewählten Schlangen zu geißeln — (mit gefatteten Händen und Knien) das Amt der Furien gegen einen Prinzen zu verwalten, den ich liebe. — — — Sonne die du uns kennst — vergeblich! — vergeblich such ich seine Seele zu süßeren Gefühlen umzuschwingen, die er so sehr verdient — — —
dies

dies sind die Qualen des Ixion, des Sisyphus, des Geryons zusammen, die nie aufhören.

(Indem er mit der äussersten Hefigkeit declamirt, tritt Xaver mit Procida ihm entgegen.)

Vierte Scene,

Prinz Xaver. Procida. Cyton.

Xaver. Das ist mein Plan — — und keine irdische Macht soll ihn aus meinen Händen retten. —

Procida. (bey Seite) Er ist wie die Mutter! Für eine Schimäre von Großmuth, die sich in den Kopf gesetzt, opferten sie ihr eigen Leben auf. —

Xaver. Doch da kommt Loria! — Welcher böse Dämon muß den daher führen. Hat er nicht ein Gefolge bey sich, wie ein türkischer Bassa. Ich glaube gar, er führt einen griechischen Sklaven mit, weil er sieht, daß ich einen habe — — — (zu Cyton) Wie ist's, Cyton? willst du dich nicht wieder schlafen legen? — Laß mir den Herold kommen! ich will ihn in König Philipps Lager schicken und um Frieden bitten lassen —

Cyton. Gnädigster Prinz! ich habe — —

Xaver.

Xaver. Keine Entschuldigungen! Ich hätte auch um Frieden bitten lassen, wenn du erzeht hättest. — — — Es ist mein voller Ernst! ruf mir den Herold und zaudere nicht — (Byton ab)

Fünfte Scene.

Loria, Androva, Isabella, als griechischer Sklave geteilet zu den Vorigen.

Xaver. Wie ist's Loria, was bringst du? — Ich habe eben zu König Philipp geschickt und ihn um Frieden bitten lassen. Das wird doch so recht in deinem Plan seyn —

Loria. Der Plan eines Soldaten, gnädigster Herr, ist niemals der Plan des Königs. Der eine, der sich bloß als Werkzeug der Ausführung anzusehen hat —

Xaver. Fort mit den Erniedrigungen! Ich bin kein König. Du warst Werkzeug und Erfindung als du den Prinzen von Salerno gefangen nahmst.

Loria. (zurückweichend) Das Werkzeug wohl, theuerster Prinz, aber die Erfindung — — (auf Isabella deutend) steht hier!

Xaver.

Xaver. (Isabella ins Auge fassend) Was ist das? Wer seyd ihr, junger Mann?

Loria. Der Offizier, der die Briefe in meine Hände lieferte, durch welche König Philipp mit seinem Prinzen über die Vereinigung ihrer Eskadern Abrede nahm, und welcher Vereinigung ich auf diese Entdeckung bis in den Hafen von Mesina selber zuvorkam.

Xaver. Laßt mich allein mit ihm — — — auch du Procida — — — (Loria und Procida treten ab, indem Loria einen verächtlichen Blick auf ihn wirft)

Xaver. Tretet näher junger Mann! (Isabella nähert sich schüchtern) Also fühltest auch Ihr es, in dem Herzen der feindlichen Länder, daß die Veranlassung meines Krieges gerecht war? — Was bracht Euch zu dem Gefühl?

Isabelle. (ganz außer Fassung) Viele Dinge.

Xaver. Das ist doch wunderbar. Philipp von Anjou war euer rechtmäßiger Herr.

Isabelle. (bey Seite, außer sich) Gott! —

Xaver. (sie aufmerksam beobachtend) Ihr hattet doch wohl Ursache, dem Prinzen von Salerno verbunden zu seyn. — (bey Seite) Sollte es ein Spion seyn?

D

seyn?

seyn? (zu ihr, die verstummt ist, näher tretend) Ihr
Kanntet mich wohl nicht anders als von Hörensagen
— — — und vielleicht gar von einem falschen Hö-
rensagen.

Isabelle. (getroft zu ihm aufblickend) Nein, nein,
nicht von einem falschen, mein Prinz — (bey Seite)
Gott, was sag ich ihm!

Xaver. Ihr wißt also von den Geheimnissen
des Königs Philipp — ihr könntet ihn wohl gar
(näher tretend und vertraulich) in meine Hände liefern —

Isabelle. (sinkt in die Knie) Gott, meinen Va-
ter!

Gyton. (kommt eifertig) Gnädiger Herr, der
Herold —

Xaver. (zornig) Ey laß den Herold, wo er ist,
Mensch! du bist nur geschaffen mich zu hindern
(Gyton steigt fort. Xaver noch hitziger) bleib, bleib da
Sklave! — ha mit den knechtischen Seelen! —
sag dem Herold, er soll gehen — er soll da bleiben
— er soll gehen — ich schaffe Dich ab Gyton!
komm mir nimmer vor die Augen!

Gyton. Was soll ich denn sagen? —

Xaver. (ausser sich) Komm — fort mit dir! —
(Gyton ab)

Xaver.

Xaver. (allein) Dieser Sklave scheint ausser,
ordentlich weich und zärtlich — (zu Isabellen) Wie
ist's Sklave? habt ihr euch besonnen? wollt ihr in
meine Dienste treten?

Isabelle. (auf den Knien, ausser sich) Ich? —
— (bey Seite) wider meinen Vater, den er ver-
derben wird — Natur — Liebe — Himmel und
Erde! ich vergehe.

Xaver. (näher) Wie ist das?

Isabelle. Schon so lange, mein Prinz, hab
ich mich gesehnt, nach diesem Augenblick —

Xaver. Du willst ihn in meine Hände liefern?

Isabelle. Wenn ich kann —

Xaver. Durch seinen Sohn! Du darfst nur
in sein Lager überlaufen mit falschen Briefen, die
ich Dir geben will, als ob Du sie aufgefangen hät-
test. — Nicht wahr, leuchtet Dir das nicht ein?
(ihm vertraulich den Arm auf die Schultern legend)
Du bist mit seinem Sohn gefangen worden. — Du
bist aus unserm Lager entwischt — ich will unsern
Vorposten schon Ordre geben, daß sie Dich durch-
lassen — Du hast diese Briefe einem Courier ab-
genommen, den Du bey Nacht überfallen und un-
gebracht

gebracht — ich will ihm in diesen Briefen eine falsche Richtung geben, ihn in einen hohlen Weg locken — (ihn umarmend) Sklave, Dein Stück ist gemacht.

Isabelle Mein Stück!

Xaver. Wenn ich König Philipp gefangen bringe — (ihn aufrichtend) Du zauderst — — — (ungebuldig) Noch einmal —

Isabelle. (im äussersten Kampf — —) Gott — — — (zu seinen Füßen) Gott!

Xaver. Wie, ich will doch nicht hoffen, daß Du Dich für ihn mehr interessirst als für mich, daß Dein Coup mit Loria wohl gar eine versteckte Kriegslift — — — daß Du eine Kreatur von ihm —

Isabelle Ja ich bin — ich bin eine Kreatur von ihm —

Xaver. (sie mit Verachtung von sich stoßend) Du! — — von ihm! — —

Isabelle. (sie den Busen aufreißend) Er ist mein Vater —

Xaver. (nach einer Pause des Staunens und der Verwirrung) Dein Vater — und so viel Liebreiz zu meinen Füßen — Wie ist das? (hin sinkend auf einen Stuhl) Meine Sinne verlassen mich — — — diese Kriegskunst hab ich nicht gelernt — Isabelle

Isabelle. Wenn Sie diese Verwegenheit erlärnt, mein Prinz — hier ist der Busen, den Sie strafen sollen! Aber schonen Sie des Königs Philipp, meines Vaters —

Xaver. Deines Vaters — (sie bey ihr niederwerfend) Ihres Vaters, allzureizende Isabelle. Wenn mich meine Sinne in diesem Augenblick nicht betrügen — (springt auf) Nein es ist zu viel, zu viel! Ihren Bruder mir aufzuopfern, mir, dem geschwornen Feinde des Hauses Anjou — (er weinet) der durch nichts als Blut versöhnt werden kann.

Isabelle. (wird und ernsthaft) durch nichts als Blut — (indem sie sich schnell aufricht, fährt sie wüthend nach den Degen)

Xaver. (der sie mit gleicher Wuth zurückhät) Nicht so, allzureizende Großmuth — — — ungerechte Großmuth, gegen sich selbst — gegen mich, gegen den Himmel, gegen alle — (entseend) O lassen Sie mich Sie anbeten — und zugleich mein Schicksal verfluchen, daß ich Sie hassen muß — Nein Isabelle, ich kann, darf Sie nicht lieben — die Furien der Hölle sind in diesem Herzen — aber ich muß, ich muß (ihre Hand küßend und mit seinen Thränen neugend) du

du bist zu großmüthig setzne Hand — — Ha, in diesem Augenblick sollte ein Feind mich sehen — — Loria mich sehen — was rase ich — — Und Loria! Loria bringe Dich mir — mich zu beschämen, mich zu verwirren, mir meine Kleinheit zu weisen — — (zu ihren Füßen) O ich will ihn anbeten, diesen Loria! doch anbeten, er hat mir gebracht, was ein ehrlicher Kerl bringen kann —

Isabelle. (ihre Hand auf seine Augen legend) Kann Sie das besänftigen?

Xaver. Ja, ja es ist schon sanft dort — — himmlisch sanft — das erstemal in meinem Leben.

Isabelle. Wollen Sie diesem Loria vergeben, daß ich ihm die Schlacht gewinnen half?

Xaver. Es ist wahr, Du hast ihm die Schlacht gewonnen. Dein Herz war größer als seines. Größer als meines (springt auf und ruft hinaus) Der Herold soll fort, er soll König Philipp um Frieden bitten —

Herold. (tritt herein) Ich, gnädiger Herr?

Xaver. Du, ja du — Kerl mach mich nicht ungeduldig — (außerst heftig) Geh! —

Herold. Herr! ich soll den König Philipp um Frieden

Friede

Friede bitten. Sie mögen ein grosser Prinz seyn, aber das thu ich nicht —

Xaver. (erst aufer sich für Wuth, dann zu sich kommend und lachend) Geh, sag ich dir —

Herold. Ich? So müssen Sie mir diese silberne Mütze abnehmen und einen Efelshopf darauf heften — — ich weiß, was ich für Befehle für den Prinzen Xaver auszurichten habe, aber das, was aus Ihnen spricht, ist nicht der Prinz Xaver!

Xaver. Mensch! Du verdienst, daß man dich mit Leib und Seele in Gold einfaßte — aber jetzt sollst du gehen und dem König Philipp Friedensbedingungen antragen — — (zieht seinen Säbel) oder nimm deinen Kopf in Acht —

Herold. Er ist im Nachtheil —

Xaver. (mit dem Säbel drohend) Wenn ich aber will —

Herold. Ich will nicht. Und kein einziger Ihrer Soldaten wird wollen. Ziehen Sie mir einen Weiberrock an, gnädiger Herr! Sie, den Thron von Sizilien zu rächen hergekommen —

Gyton. (stürzt athemlos herein, mit gerungenen Händen) Gott! was wälzt sich für eine furchtbare

Stamme

Flamme am Himmel, und von welcher Nachricht begleitet — Mesina geht im Rauch auf.

Kaver. (anßer sich) Es sind die Verschwornen! Ich selbst gab meinen Willen drein — Laßt — geschwind! Laßt Loria Truppen hinkommandiren — laßt die Pferde satteln, ich muß auf — (stürzend) Es sind die Rebellen — verdammter Procida. —

Isabelle. (mit gerungenen Händen) Mein Bruder!

Kaver. Dein Bruder — fort — was taumelst du Syton mir immer unter die Füße (schreyend) fort! fort! —

Herold. So alt ich geworden bin, hat man mir so schimpflich noch nicht begegnet — — — (alle ab.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Leotychius und Janus.

Leotychius. Nur mit kaltem Blute, mein lieber Janus, nur mit kaltem Blute! und ich will euch für alle diese Morde, den Abtaß voraus geben. Wenn nur keine Unbesonnenheit dabey vorgeht,

Da

Da taumelte Prinz Kaver an mir vorbey, mit einer Menge von Pferden, der neue Sklave hinter ihm drein — wie wärs, wenn ihr jetzt der Armees Ordre gäbet vorzurücken und anzugreifen, damit nicht König Whitipp etwa seinen Landsleuten in Mesina zu Hülfe kommt. Mich deucht, diese Idee ist ganz in dem Plan des Prinzen Kavers, und ihr könntet euch wohl seines Ansehens dazu bedienen.

Janus. Es ist der weiseste Rath, der jemals in der gefährlichsten Krise gegeben ward, und nie hätte ich geglaubt, daß ein Geistlicher mit so tiefer Einsicht in die Kriegskunst sprechen könnte. Herold! ruft mir den Herold. (Herold kömmt) Man befehle den Truppen, sogleich zum Angriffe vorzurücken.

Herold. Ich bin noch niemals gewohnt gewesen zu widersprechen, mein Herr! aber der Prinz hat vorhin Ordre gegeben, daß die Truppen nach Mesina ausbrechen sollten, wo alles in Aufruhr ist —

Janus. (zornig) So befehl ich jetzt im Namen des Prinzen, anzugreifen — fort

(Herold will ab. Man hört Pferde rennen.)

Zweyte

Zweyte Scene.

Loria und Androva treten bestäubt mit blutigen Sporen auf.

Loria. (zum Herold, ihn aufhaltend) Halt, wo willst du hin?

Herold. Ordre zum Angriff geben.

Loria. Zum Angriff! — (ihn an die Brust fassend) Zum Angriff! Verräther von wem?

Herold. Vom General hier — (Jannus will abtreten)

Loria. Vom General? Ordre zum Angriff? und ihr habt des Prinzen Ordre nicht?

Herold. Gnädiger Herr! ich gehorche, das wissen Sie — aber es ist ein Unglück, wen man nicht mehr weiß wem man gehorchen soll.

Loria. Ich will dir's weisen — (auf Jannus gehend) Zum Angriff kommandirtest du (stößt ihm das Schwert mitten durchs Herz) Rebell! Hier hätten wir den ersten Angriff thun sollen. Die Stadt ist ein Scheiterhaufen, eine Messgerbank, wo Bürgerblut die flammenden Ruinen löscht. — Und das war euer Operationsplan, ihr Schlangen — — (zu Leotychnus der fort wart) Wo wollt ihr hin? Leo:

Leotychnus. Ich will — ich will Seelmessen ansagen lassen — es ist ein unvermuthetes Unglück.

Loria. Sorge zuerst für die deinige — (er will ihn ermorden, Leotychnus entwischt) (zum Herold) Geh, sage: die Truppen sollen den Augenblick nach Messina aufbrechen. Das war des Prinzen Ordre.

Herold. So sagte ich's auch. — Gottlob, daß ich wieder einmal gehorchen darf. (rennt ab)

Loria. (ruft ihm nach) Constantiens und des Prinzen Leben sind in Gefahr und seiner geliebten Isabelle. Vergeblich suchten sie die Wuth des Volks zu mäßigen, das einem losgeketteten Löwen gleicht, der Blut gekostet hat. Geh, lauf durch alle Glieder, sag ihnen das! sie sollen Fleiß anwenden, sie sollen forcirte Märsche thun.

Herold. (hinter der Scene) Ich gehorche, ich gehorche.

Loria. (ruft ihm weiter nach) Sag ihnen, des Prinzen Leben ist in Gefahr, denn sein Enthusiasmus kennt eben so wenig Jügel, als die Wuth des Volkes. Von einem brennenden Thurm stürzte jemand verwundet aus dem Fenster und wir hörten eine Stimme, die Procidas Stimme glich: Sieb mir

mir mein Weib wieder! Man vermuthet, es sey der Prinz von Salerno gewesen: Prinz Xaver und Isabelle sprengten mit verhängtem Zügel in die Flammen, sie zerriß sich die Locken, und schrie: Mein Bruder! Ich, ich habe dich umgebracht. Xaver wollte sie trösten, alles stürzte übereinander und er erstach mit eigener Hand einen Teufel auf der Leiche seines Vaters, der seinen Vater mit Hohnlachen umgebracht, weil er ein Quelfe war.

Herold. (hinter der Scene) O allgemeine Verwirrung und Noth! Verfluchte Kriegeslist, wozu hättest du mich bald gebraucht. — (Herold ab)

Loria. (zu Androva) Und wir wollen zu Don Pedro reiten und sehen, daß wir ihn abhalten, daß er nicht vorrückt. Denn treffen jetzt die beyden Armeen aufeinander, so ist das Unglück dieses Tages durch keine Jahrhunderte wieder herzustellen und der ganze lange verwüstende Krieg der Quelfen und Sibelinen nichts dagegen. Gott! der König Philipp, der Sohn und Tochter auf einmal verliert, denn ich bin versichert, daß sie ihren Bruder nicht überlebt hat — der sie durch ihre Schuld verliert, durch die Schuld der alleredelsten Liebe — (die Hand lange vor den Augen)

Androva.

Androva. Einer Liebe die in Gefahr und Tod sprang, um dem allgemeinen Blutvergießen vorzubeugen, daß sie voraus sah — ach deren Opfer dennoch umsonst war — — — Was muß eine solche Seele im Sterben empfunden haben?

Loria. (weinend, wie oben) Eine solche Seele —

Androva. Unser Prinz liebte sie, sobald er sie kannte — und wer sollte sie nicht geliebt haben? Ich hörte, wie sie mit sich selbst kämpfte, als Loria sie herbrachte. Gott rief sie einmal über das andere, warum liessst du mich von Eltern geboren werden, die das Blut eines Königs vergossen, den ich an bete. Oder warum schuffst du mein Herz so zärtlich für sein Unglück, so theilnehmend für seine Gefahr. Denn ich bin versichert, daß wenn Jugend und Rachbegier ihn in die Hände meines Vaters stürzen, daß er mit Conradinen gleiches Schicksal erfährt. — — Gott und eine solche Seele —

Loria. Eine solche Seele — aber was plaudern wir hier und heulen; sie ist todt, sie ist nicht unglücklich, unser Prinz ist nur unglücklich, er hat zwey Opfer für Conradinen auf einmal. Laß uns

zu

zu Pedro, und ihn abhalten König Philipp entgegen zu gehen, wenn er das Schlachtfeld nicht zur Metzgerbank machen will. Einem gereizten Vater und einem angezündeten Pulverkeller muß man Raum lassen. — Ein Sieg der mit dem Untergang aller Arragonier und aller Franzosen erkauft würde, wäre eine Schande unsrer Zeit —

Androva. Es wäre ganz in dem Plan des weisen Leotychius —

Loria. O daß mein Eisen dieses Herz noch verfehlt hat. Doch es wäre rostig geworden. Für solche Seelen gehört ein Scharfrichterschwert. — Komm

Androva. Ach daß Hoffnung da wäre, Isabelle konnte noch seyn gerettet worden. — Unser Prinz, unser Prinz!

Letzter Aufzug.

Erste Scene.

Strassen in Mesina, mit rauchenden Ruinen.

Androva, Loria.

Loria. Sorgt dafür, daß unsere Armee sich entfernt

fernt halte, wenn ihr des Menschenbluts hier wollte genug seyn lassen. Ich habe Mühe gehabt Don Pedro dazu zu überreden, der in seinem blinden Helden-eifer von dieser Verwirrung vorthellen wollte. Aber ich hoffe die Thränen der Königin, und unsers Prinzen über die unglückliche und allzugroßmüthige Isabelle werden ihn eines bessern belehren, die ein Opfer des Bürgerkrieges und einer unnützen Rache ward. König Philipp wird ihm den Spiegel vorhalten, wie die Schläge des Himmels ein Herz verwunden können, daß die Ruhe und das Leben von Millionen einer unsinnigen Ehrsucht nachsetze. Er zieht einher durch die rauchenden Gassen, wie ein angeschossener Tiger, dem man seine Jungen erwürgt hat, und füllt die öden Mauern mit seinem Geschrey.

Androva. Mich treibt ein weit rührenderes Schauspiel hieher. Unser Prinz mit zerstreuten Haaren raumelt einer Leiche nach, die man verbrannt unter dem Schutt hervorgezogen. Er umarmt sie tausendmal, nennt sie mit ihrem Namen und fodert knieend bey jedem Schritt seine Isabelle von den allzugrausamen Sternen zurück. Seine Mutter, sie, die Königin

niginn selber, unsere große Constantia wankt zu Fuß neben ihm, und sucht ihn durch ernsthafteste Vorstellungen von einem verzweifeltsten Entschluß abzuhalten. Dort kommen sie, dort kommt der Leichenzug, denn man hat diese traurigen Ueberreste in einen Sarg gesammelt, um sie den Augen des wüthenden Vaters zu entziehen, der unter jedem rauchenden Aschenhaufen, nach seinem Sohne gräbt und noch nicht Zeit gehabt hat, nach seiner Tochter zu fragen, deren Schicksal ihm völlig unbekannt ist.

Loria. (nach dem Hintergrunde der Scene sehend)

O traurig! traurig!

Zweite Scene.

Ein Leichenwagen mit einem Sarge. Prinz Xaver nebst Constantia in der obenbeschriebenen Attitude folgen. Irene mit zerstreuten Haaren.

Xaver. Die Natur ist verwaist — O haltet inne, haltet inne! legt mich in den Sarg — (als er Loria sieht) Haucht Leotychius noch? verpestet sein Athem diese Luft noch —

Loria. Er ist todt gnädigster Prinz! so wie Janus, das Haupt dieser Verschwörung. Wie schön

schön! haben sie Contradinens Blut gerächet — (zur Königin) Es war eine Seele, würdig von jedem Auge beweint zu werden.

Constantia. Der höllische Procida gab mit Brüllen seinen Geist auf. Man hat ihn aus einem rauchenden Schutthaufen noch halb lebend hervorgezogen. Er nannte ihren Namen noch vor seinem Tode! gleich als ob die verworfenste Seele die Schönheit eines solchen Namens noch empfände, und sich durch ihn von den Foltern eines sterbenden Gewissens erretten wollte.

Irene. Ach wie war sie so ganz Unschuld! Wie oft hat sie mirs erzählt, wie ihr der Ruhm unsers Prinzen in ihrer glänzenden Einsamkeit so tiefe Eindrücke gemacht, wie sie mit sich selber gerungen, einem solchen Prinzen, wenn er gleich Feind sey, in der Nähe zu sehen und um ihn zu seyn. Ich fühlete mich, sagte sie, glücklicher als ich es verdiente, sobald ich von Xaverens Großmuth reden hörte. Unsere Seelen sagte sie, sind aus einem andern Stoff, als der Männer ihre: wir können uns nicht selber genügen. Was fehlte mir, sagte sie: ich hatte die Liebe meines Vaters, ich hatte die Bewunderung

E der

der Welt, aber ich konnte nicht ruhen, ich mußte den Prinzen von Angesicht sehen, den eine so edle Rache gegen meinen eignen Vater spornte, der nicht aus Ehrgeiß und um Länder zu gewinnen, der bloß um den blutigen Schimpf von seinem Hause abzuwaschen, einen so gerechten Krieg unternahm, der sich so oft großmüthig in demselben bewies, daß die Herzen der Generale selber, die wider ihn gedient hatten, von ihm bestochen waren — ich dachte alle drey zu retten, sagte sie dann, meinen Bruder, meinen Vater und ihn — Aber haltet, da kommt der unsinnige König Philipp — entfernt den Leichenwagen. (man entfernt den Leichenwagen)

Constantia. Ach Prinz! Prinz! wer ist Schuld an seinem Unglück?

Xaver. Wir, wir!

Constantia. Nein, er selbst. Und doch fürchte ich mich vor seinem Schmerz. Es ist wahr, er hatte kein Recht an Sizilien, als das ihm seine Waffen gaben. Aber er hat Sohn und Tochter verloren (ihren Sohn umarmend) Ach mein Sohn! —

Xaver. Und Welch eine Tochter, Constantia, Welch eine Tochter!

Constantia.

Constantia. Und seinen Sohn durch die Verrätherey dieser Tochter — Sie war liebenswürdig diese Verrätherey — — — aber er war nicht ohne große Eigenschaften, dieser Verrathene, dieser Sohn! Als die Stände ihn von mir herausbegehrten, ließ ich, um ihren blinden Eifer zu befriedigen, ihm sein Todesurtheil ankündigen. Er hörte es gelassen an; es war am Freytage. Er freute sich, ließ er mir sagen, daß er an diesem Tage sterben könnte. Ich ließ ihn antworten, aus eben dieser Ursache sollt ihm verziehen seyn.

Xaver. Ach durch ihre Verrätherey; (sieh auf den Sarg wessend) Engel und du liegst hier —

Constantia. Ich schickte sie zu Dir ins Lager. Sie wollte Dir Friedensbedingungen antragen von König Philipp.

Xaver. (mit Wuth auffahrend) Wo ist der Herald? Er folgte mir nicht, als ich ihm sagte, daß ich König Philipp um Frieden ansprechen ließ.

Constantia. Er glaubte Dir's nicht. Du hast Loria ein gleiches gesagt.

Xaver. Und es war mein Ernst —

Constantia. Aber Du sagtest es ihm spöttisch:

tisch! — Gott! wieviel entsteht aus einem Wort! —

Irene. Seht, wie er in den rauchenden Schutthaufen wühlt, um die Nefte seines Sohnes zu finden, die er vergeblich sucht.

Dritte Scene.

König Philipp mit Gefolge. (Er kriecht auf allen Vieren, scheußlich entsetzt unter einem grollenden Rütmenberge hervor)

Meinen Sohn! — — Mein Volk! meinen Sohn! — — (springt auf) Wo ist Feuer? wo ist Schwerdt? — — Ich will unter diese Haufen Aeser zum andernmal stossen, ich will diese dampfenden Aeserhaufen zum andernmal anstecken — ha die Sizilianer haben mein Herz errathen, hätten sie diese achttausend Hunde nicht umgebracht, so hätte ich's gethan, denn es ist der Verräther meines Sohnes drunter. Beym Himmel ein Franzose muß ihn Loria verrathen haben — — (bräut) Salerno! Salerno! keinen jungen Helden wie Du, und am Ziel seiner größtesten Unternehmung, die seinen Vater zum Gott machen konnte — Salerno! war das unsere

unsere Aebre! Hier, wo alle Dächer abgehoben, alle Fenster gefüllt seyn sollten, im Triumph Dich einziehen zu sehen, einen Helden einziehen zu sehen, der sich sein Königreich selbst erkriegt. Sind sie nun abgedeckt? diese Haufen Aeser mit verzuckten Gesichtern — (stößt mit seinem Schwerde unter die Leichen) Ha Meineidige, Verräther! o mein Sohn! mein Sohn! — Wo ist denn mein Volk? diese Schmach an den Sizilianern zu rächen? Man lasse die Truppen ins Gewehr rücken: wir wollen diese Berge Leichen so hoch machen, daß ich wie Colos auf ihnen erhaben stehen und über die Welt hinausschreyen kann. Gib mir meinen Sohn! —

Ein Herold. (kommt jängstlich zu Loria) Don Pedro ist mit der noch ungebrauchten Macht der Aragonier vor dem Thor und hat mich geschickt, König Philipp zur Uebergabe aufzufordern. Aber dieses ist das erstemal, Herr! daß mir kalter Schweiß vor die Stirn tritt und ich nicht gehorchen kann. Philipp ist zu aufgebracht, und ich fürchte, wenn dieses Blutbad fortwähret, werden unsere Glockenthürme ihre goldnen Zinnen roth färben und die Sonne vor den Schrecken dieses Tages auslöschen.

Loria,

Loria, (ihn umarmend) Du bist mein Freund! Herold! sieh in solchen Augenblicken hört aller Unterschied auf, und das menschlichste Herz ist das würdigste zu befehlen. Die Natur sprach durch dich, die Natur die diese Unnatürlichkeiten verabscheut, und obchon du ein einfältiger Bedienter bist, kannst du deinen Feldherrn, denen ihre Leidenschaften die Vernunft nehmen, Befehle geben. Nein, bring Philipp diese Aufforderung nicht, ich will sie ihm bringen, ich will mit ihm reden.

Philipp. Was ist das für ein Trommel- und Fidienspiel? Kommt ein neuer Feind, uns außs äufferste zu reizen. (brüllt) Ins Gewehr! — Kommt, wir haben keine Söhne mehr zu verlieren, keine Väter und Brüder — aber zu rächen, zu rächen haben wir

Herold. (tritt vor) Auch wir haben zu rächen Tyrann —

Loria. (hält ihn zurück) Laß mich das sagen —

Xaver. (stößt beyde weg) Hinweg. (Indem er gegen König Philipp tritt) Du suchst wie ein gereizter Löwe, den Verräther Deines Sohns! (reißt sich die Brust auf) Hier ist er. Conradin wollte ein Opfer haben, mußte gerächt werden. — Isar

Isabelle. (die in Mannsleibern unter Philipps Befolge gewesen, reißt sich aus demselben hervor und fällt mit zerstückten Haaren ihrem Vater zu Füßen) Hier ist er mein Vater! hier der Verräther Ihres Sohnes, hier —

Xaver. Wie! Isabelle! Isabelle lebt — — und will sich diesem Ungeheuer (mit sie wegreissen) Fort — —

Philipp. Der Verräther meines Sohnes!! —

Isabelle. Der Verräther Ihres Sohnes — fragen Sie Loria! fragen Sie die Offiziere, die mit mir gefangen worden.

Philipp. (sie mit beyden Händen fassend) Du! (Indem er sie in die Höhe hebt)

Xaver. (enieend) Der Schmerz um ihren Bruder macht sie rasend.

Philipps Befolg. So ist es, gnädigster Souverain! sie hat an keine Verrätherey gedacht; aber die Gefahr, in welche sich der Prinz Xaver um ihrentwillen stürzte, der sie liebte — — —

Philipp. (sie in die Höhe haltend) Du liebst ihn —

Isabelle. (mit männlichen Muth) Ja ich liebte ihn,

ihn, und ihm zu Liebe stürzte ich mich in Gefahr,
Tod und Verrätherey.

Philipp. In Verrätherey — — — wider
mich? —

Isabelle. Wider Sie —

Philipp, So stirb! — (Ihr seinen Dotsch in die
Brust schlagend)

Xaver. (Ihn zu gleicher Zeit durchbohrend) Stirb
zu vor, unnatürlicher Tyrann! und ich, Conradin,
der zu langsam zu Deiner Rache war (will sich erse-
hen, Loria windt ihm den Dotsch weg) der abwartete,
daß sich Engel des Himmels mit ins Spiel mischten.
(Sie ringen um den Dotsch)

Loria. Sie haben keine Schuld — Lassen
Sie die Opfer des Ehrgeißes bluten. Philipp, Phi-
lipp, Du hast Deine Kinder aufgeopfert, ich will
es Dir sterbend noch in die Ohren brüllen, Du
hast Unschuld und Jugend in die andere Welt mit-
genommen, Deine Verkläger zu seyn, da sie hier
Deine Zierde und Dein Monument hätten seyn
können, wenn Du kein Anjou gewesen wärst.

(Der Vorhang fällt zu.)

III.

Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

Beförderung der Naturkunde.

Die Naturkunde ist ein Mode und Lieblingsstu-
dium unsers Jahrhunderts. Es ist aber dieselbe
so reich an Materialien, daß wir bey allem uner-
müdeten Fleiß ihrer Freunde und Verehrer, noch
lange nicht mit der Wissenschaft werden zu Ende
kommen, deren Umfang mit dem Umfange der
Welt gleiche Grenzen hat. Konnte Lavater allein
über die Gesichter der Menschen vier grosse Bücher
schreiben, wieviel könnten denn nicht über das un-
zählbare Heer aller übrigen Theile der Körperwelt,
über ihre äußerliche und innerliche Gestalt, Struk-
tur und Beschaffenheit, über die besondern Kräfte,
Eigenschaften, Absichten, Verwandlungen u. s. m.
derselben geschrieben werden? Ich weiß es wohl,
daß die Naturforscher darin schon sehr große Schrit-
te gethan haben. Nur über das einzige Völkchen
Insekten, das die Welt mit Wachs und Honig ver-
sorgt,

sorgt, hat man schon ganze Reihen Bücher. Der müßte noch sehr ein Fremdling in dieser Wissenschaft seyn, der die großen, zum Theil prächtigen und kostbaren naturhistorischen Werke, wenigstens dem Namen nach, nicht kennen sollte, die ihren Verfassern soviel Ehre machen. Dennoch scheint es mir, daß die Kenntniß der Natur nicht bloß in die Grenzen akademischer Hörsäle und eigentlicher gelehrten Schriften, eingeschränkt, sondern vielmehr über ein ganzes lesendes Publikum, und noch weiter ausgebreitet zu werden verdiene. Und deswegen habe ich es gewagt, in diesen Blättern einen kleinen Versuch zu machen, und aus der großen Anzahl der Merkwürdigkeiten in der Natur einige Fragmente herauszuheben, ob vielleicht diese Proben einen Wink zur weitem Beobachtung der Natur in ihren mannigfaltigen Wundern abgeben möchten.

Eigentliche Naturforscher, die sich aus der Untersuchung der verschiedenen Gegenstände dieser Körperwelt ein besonderes Geschäft machen, werden freylich in diesem Aufsätze wenig, oder nichts Neues antreffen. Ihre Schriften selbst sind bereits voll von tausend Merkwürdigkeiten, die ihr Auge ent-

deckt,

deckt, oder ihre Feder beschrieben hat. Ich suche nur diejenigen durch diesen Wink aufmerksam zu machen, die sich nicht ausdrücklich mit der Naturkunde beschäftigen, daß sie nicht so schnell und flüchtig vor jedweden im Wege liegenden Steine, vor jedweden kriechenden Wurm, oder vor einem flatternden Insekte, oder vor einer beblühten Wiese vorüber gehen, sondern auf die Sonderbarkeiten, zu deren Betrachtung sie die Natur mit leiser Stimme einladet, etwas mehr Aufmerksamkeit verwenden, damit der wunderbare Schöpfer in seinen Werken immer weniger verkannt werde. Vielleicht hat es auch den Nutzen, daß mancher neue Schönheiten, neue Verhältnisse, neue Eigenschaften dieser oder jener Naturprodukte entdeckt, die selbst den Naturkundigen bisher noch entwischt sind. Großen Aufwand erfordert eine Wissenschaft nicht, es sey denn, daß man sie recht systematisch und ausführlich lernen wollte, zu welcher hauptsächlich aufmerksame Augen erfordert werden. Und gesetzt, die Natur wäre in machen Stücken zu geheimnißvoll für unsere zu schwachen Blicke, so kann wenigstens in einigen Fällen, ein kleines Vergrößerungsglas oft dasjenige

jenige ersetzen, was dem unbewafneten Auge zu dunkel schien. Wem es übrigens noch einfällt zu fragen: Was nützt es, ob ich die tausend Augen der Stubenfliege zähle, oder nicht? Dem kan ich weiter nichts antworten, als daß er eben dadurch dem Schöpfer selbst einen Vorwurf mache, daß er diese Fliege mit so viel Augen versehen hat.

Die Merkwürdigkeiten in der Natur erstrecken sich über alle drey Reiche derselben. Eigentlich ist alles, was wir darin sehen, hören, fühlen und empfinden, unserer ganzen Aufmerksamkeit würdig. Luft und Wasser, Thäler und Berge, Holz und Steine, Gras und Blumen, Vögel und Fische, kriechende und andere Thiere, alle erschaffene Wesen haben so viel sonderbare Eigenschaften, Kräfte und Beziehungen, daß sie einen denkenden Kopf auf die reichste Art unterhalten können. Aber das ist eben der Fehler der Menschen, daß die gewöhnlichen Erscheinungen ihre Neugier am wenigsten zur genauern Untersuchung reizen. Ohne Nachdenken sehen sie täglich hundert Dinge vor Augen, welche denjenigen, dem sie ganz unbekannt wären, vielleicht zum Erstaunen hinreißen würden. Sie tre-

ten

ten einen Ameisenhaufen mit Füßen, ohne etwas weiter davon zu wissen, als daß es Ameisen sind; geben aber gern Geld, um einen Ameisenbär zu sehen, der aus fremden Landen zu ihnen gebracht wird, da doch die Dekonomie der ersten, wo nicht mehr, doch eben so betrachtungswürdig ist, als dieser. Falsche Denkungsart, nur auf das Seltsame zu achten, und das Gewöhnliche nachlässig zu übersehen. Ich will mich bemühen einige Proben und Beweise zu geben, daß auch die gewöhnlichsten Dinge Werth genug haben, mit acht samen Blicken überschauet, und mit nachforschenden Ueberlegungen durchgedacht zu werden. Ich werde aber auch das nicht ganz umständlich thun, da ich keine ausführliche Abhandlung habe schreiben, sondern nur einen Wink geben wollen, bey allen uns vorkommenden Dingen in der Natur, mit etwas tiefem Blicken in dieselben einzudringen, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Das Steinreich liefert einem forschenden Beobachter Materialien genug, seine Aufmerksamkeit auf eine angenehme Art zu unterhalten. Er mag es im Großen oder im Kleinen betrachten; Seltenheiten

heiten genug, die ihm aller Orten aufstößen werden. Ich will nicht von den chemischen und metallurgischen Arbeiten reden, zu deren Kenntniß nicht jedermann aufgelegt ist, oder Gelegenheit hat. Es bleibt außerdem für einen nachdenkenden Geist noch ungemein vieles zu betrachten übrig. Die verschiedenen Erd- und Steinlager der Gebirge zeigen uns mannigfaltige Spuren, die unsere Gedanken weit in die Vorwelt zurückführen. Zuweilen hat der Zufall ganze Berge dergestalt gespalten, daß wir schon im Vorübergehen die Stufenfolge ihrer Eingeweide bemerken können. Oben eine Schicht Erde; dann eine Schicht Lehm; und wieder feiner Sand; dann vielleicht grober Kies; nun eine Bank von dieser, dann von einer andern Steinart, oft bis zu mehr als einem Duzend von Abwechslungen. Mir ist dieser Anblick immer auffallend gewesen. Er hat mich an die großen Revolutionen erinnert, die mit unserm Erdboden vorgefallen sind. Ich traube ein Steinchen aus dieser aufgethürmten Masse heraus. Es ist allenthalben abgerundet, ob ich gleich deutliche Anzeigen gewahr werde, daß es ehemals scharfseitig gewesen. Woher denn diese Rundungen?

dungen? Unsehlbar muß es einmal durch wiederholtes, viele Jahre lang dauerndes Herumwälzen, so abgeschliffen seyn. Federn kann die Luft und Baumblätter der Wind fortwälzen, aber keine Steine. Es muß daher ein festeres Fluidum, es muß Wasser gewesen seyn, wodurch dasselbe so fortgeschleppt worden. Und nun — seit wie lange hat es schon rubig hier gelegen, — von welchem Orte, aus welcher Entfernung her ist es gekommen? Zwey hundert oder zwey tausend Meilen; vom Nord- oder vom Süderpol? Noch mehr — diese mächtigen Bänke? — Ganz gewiß Sedimente ungeheurer Fluthen. Meere müssen sich aus ihren Ufern gerissen, diese Uberschwemmungen verursacht, diese große Umstürzungen bewirkt, Tiefen zu Bergen und Berge zu Thälern gemacht, dadurch ihr voriges Bett ganz verändert, ihren Grund entblößt, neu entstandene Tiefen gewühlt und jens trocken gelassen haben. Daß vormaliger Meergrund hieselbst gewesen, oder Schutt des Meergrundes hieher geschwemmt worden, so weit auch dieser Ort jezo von der See entfernt ist, lehrt mich der Augenschein. Ich sehe hier ein dickes Kalksteinlager.

Steinlager, Ich sehe in demselben den Abdruck einer Seemuschel, so deutlich, wie das Original, das ich davon aufbewahre. Ich sehe eine gewundene Schnecke, mit einem noch fest ansitzenden Stückgen Perlmutterchale. Ich finde ein Stück von einer Segelschilde, ein Korallen Zweiglein, ein Wurmröhrchen, noch andere Fragmente von Seekörpern. — Ist das alles in unsern Gewässern zu Hause? Ehemals kannte man, aus Mangel der Aufmerksamkeit, nicht alle Gegenden, wo dergleichen Versteinerungen gefunden werden. Mancher Gelehrte lebte mitten unter den Trümmern petrificirter Seekörper; aber es war seine Sache nicht, auf dasjenige Achtung zu geben, was zu seinen Füßen lag. Seitdem aber die Naturkunde in allen ihren Zweigen mehr Liebhaber gefunden; so wird bald kein Berg, kein Feld, keine Gegend mehr seyn, von der Spitze Portugalls her, bis zu Russlands Grenzen wo nicht der einheimische oder reisende Naturkundige eben dergleichen Lagen mit Petrefakten sollte entdeckt haben. Woher nun das alles, zumal da in Frankreichs Steinlagern vielleicht baltische, und an Sibiriens Bergen vielleicht indianische

dianische Conchylien liegen? Sollte es nicht einem aufmerksamen Weltbürger anständig seyn, wo möglich, von allem, und also auch davon die Ursache zu erforschen.

Es war eine Zeit, da man alles das der Sündfluth zuschrieb. Büttner, Lesser und viel andere behaupteten diese Meynung mit desto größerer Zuversicht; je mehr dadurch der Beweis der mosaïschen Erzählung konnte berichtigt werden. Seitdem aber Zollmann und andere sehr scheinbare Zweifel dawider erregten; so wurden viele Neuere schüchtern, eine bezweifelte Hypothese ferner zu behaupten, und nahmen zu allerhand unbestimmteren Naturempfindungen, zu Erdbeben und innern Entzündungen, oder auch zu andern unbekanntem Wasserfluthen ihre Zuflucht. So viel ist wohl gewiß, von großen Zerrüttungen durch Ueberströmungen müssen diese Bänke und Lagen entstanden seyn. Es scheint auch, daß man nicht alles von der in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts erzählten Sündfluth herleiten kann, daß man vielmehr noch andere, entweder ältere oder jüngere Uberschwemmungen annehmen müsse. Allein, warum sollte man nicht wenigstens

einen großen Theil dieser Veränderungen des Erdbodens als eine Wirkung der so lange geglaubten mosaischen großen Begebenheit ansehen? Fast konnte sie allein das ausrichten, wovon wir die Ursachen aufzusuchen bemühet sind. Große Länder konnten bald trocken, bald wieder überschwemmt und dann aufs neue vom Wasser verlassen werden. In Jahresfrist konnten sich dergleichen Abwechslungen vielfältig zutragen, und dadurch ganz heterogene Sedimente und Bodensätze über einander aufgehäuft werden. Ueber leichtere Schichten konnten sich zum zweytenmale schwerere, dann wieder leichtere u. s. w. anlegen, bis sich endlich die Gewässer eine fixirte Tiefe zu ihrem Bette wählten, alles übrige aber zu der gegenwärtigen Beschaffenheit nach und nach erhärtete und trocken wurde. Wenn Burnet's alte sinnreiche Theorie nicht ihre anderweitige Schwierigkeiten hätte; so könnte vieles aus derselben sehr natürlich erklärt werden. Mein Zweck ist es hier nicht, ein Apologet der noachischen Wasserfluth zu werden; aber ganz dächte ich, müßte man sie nicht aus der Reihe der Ursachen ausstreichen, welche die wichtigen Revolutionen des

des Erdbodens verursacht haben. Des Herrn Hofraths Kästner Gedanken hierüber a), ganz dem Scharfsinn dieses berühmten Gelehrten ähnlich, verdienen hier angeführt zu werden. "Aufferdem, sagt er, daß sich den Naturforschern überall Berge voll Urkunden zeigen, gegen welche alle Geschichtsbücher jung sind, ein einziges etwa ausgenommen, dessen Urheber aber gewesen, eher, als die Berge, und die Erde und die Welt gewesen sind; so haben die Geschichtschreiber von je her die Werke der Menschen sorgfältiger erzählt, als die Werke der Allmacht. Unzählbare Proben überführen uns, daß das Meer viele von unsern höchsten Gebirgen eine längere Zeit als 150 Tage bedeckt hat. Viel leicht hat sich das Gewässer der Sündfluth, nach Verfluß dieser Zeit, nur vornehmlich von den Bergen verlaufen, die Noach zu bewohnen angefangen hat, und andere Länder sind später davon befreyet worden. Daß wir bey uns versteinerte Sachen aus den entferntesten Weltgegenden finden, scheint allerdings eine allgemeine Ueberschwemmung darzutun,

a) Siehe die Note im 5ten Bande der von ihm übersehten Abhandl. der Königl. Schwed. Akademie der Wissenschaften, S. 140.

darzuthun, und wenn diese Versteinerungen eine längere Zeit, als die Zeit der Sündfluth, unter Wasser gestanden zu haben, zu erfordern scheinen, so können sie doch wohl von der Sündfluth herrühren, deren Wasser sich an solchen Orten, vielleicht lange Zeit hernach erst, verloren hat."

Doch ich will von allgemeinen Betrachtungen zu speciellern Bemerkungen übergehen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Mineralreiche ist die Krystallisation der Salze. Jedwede Art derselben besteht aus anders gestalteten Theilchen, deren Figuren sichtbar werden, wenn sie nach geschehener Auflösung, es sey in größerer oder geringerer Menge, wieder anschießen. Freylich wird mancher denken; was nützt mir eine Kenntniß, die weiter keinen Einfluß auf Gewinn oder Verlust hat? Allein hat sie diesen Nutzen nicht; so kann sie doch zu einer dem menschlichen Verstande würdigen Vergnügung, zur Bewunderung der Weisheit des Schöpfers, der in einen jedweden andern Naturkörper auch andere Eigenschaften gelegt hat, und Scheidekünstlern zu vielen erheblichen Einsichten gereichen. Gesezt man läßt einen Tropfen Salzwasser

ser auf den Tisch fallen, und man wollte die Aufmerksamkeit haben, wenn derselbe wieder getrocknet ist, den Fleck nur durch ein mäßiges Vergrößerungsglas zu betrachten; so sollte es doch auch wohl unangelehrten Beobachtern merkwürdig vorkommen, so viel herumliegende Quaderstücke daselbst zu finden, und daraus zu lernen, daß das Kochsalz aus viereckigten cubischen Theilchen bestehe. Am artigsten sind die Versuche mit dem Salmiacsalze, und zwar, wenn man den Punkt abwartet, da das aufgelösete Salz eben wieder anfängt anzuschließen. Kann man da mit einem gewaffneten Auge die Stelle übersehen; so wird man auf einmal die schönsten Figuren, gleich als aus einem Chaos, erwachsen sehen. Spieße, Rauten, Prismata, Rhomboiden, und was mehr für Gestalten reizen bey andern Gattungen salzartiger aufgelöseter und wieder trocknender Körper einen jedweden Beobachter zu der angenehmsten Bewunderung. Und wer dergleichen eigene Versuche nicht anstellen kann, dem werden wenigstens die Zeichnungen in dem martinschen Naturlexicon, und die davon im Text enthaltenen Beschreibungen, mehr Licht ertheilen.

Unter die gewöhnlichsten Steine des Erdbodens gehört unstreitig der Kalkstein. Aber eben diese Steinart ist es, an welcher wir eine Eigenschaft wahrnehmen, die uns in Verwunderung setzt, so wenig sie auch geachtet wird. Der Mensch übersieht die außerordentlichsten Wirkungen der Natur gar zu leicht, so bald dieselben alltägliche Erscheinungen werden. Kalkartige Steine werden in einem glühenden Ofen gebrannt, und, wenn sie wieder kalt worden sind und mit Wasser begossen werden; so bekommen sie nicht allein die Eigenschaft, eine fast grössere Menge Wasser zu verschlucken, als ihre eigene Grösse ausmacht, sondern gerathen auch mitten, unter, und in dem Wasser, in einem Elemente, das sonst das Feuer auslöscht, zu einer solchen Hitze, die dem kochenden Wasser gleich ist, oder gar dieselbe noch übertrifft. Und nun wird der gewesene Kalkstein eine lederhafte weiche Materie, die, wenn sie aufs neue mit Wasser angemacht und der trocknenden Luft ausgesetzt wird, die Härte eines Steins annimmt, und Mauern und Gebäude so fest verbindet, daß sie Jahrhunderte lang zusammen halten. Uralte Trümmer, welche

welche vielleicht schon länger als tausend Jahr gestanden, trohen bis jetzt noch vor unsern Augen der strengsten Bitterung, und der sonst alles zerstörenden Zeit durch diesen Mittel. Physiker und Chemisten mögen den Grund dieser Erscheinung weiter aus einander setzen. Hier kann es zu wissen genug seyn, daß durch die außerordentliche Hitze des Brennofens ein grosser Theil der eigenthümlichen Materie dieser Kalksteine verjagt wird, daher sie eben dadurch um die Hälfte leichter, als zuvor, werden, daß das Wasser plötzlich in die leergemachten Zwischenräume eindringe, daß dadurch die in den gebrannten Steinen häufig befindliche Feuermaterie in eine schnelle und heftige Bewegung versetzt werde, und daß sich eben dadurch die grosse Hitze, die wie bey dem Löschen bemerken, erzeuge. Wenn aber auch hiedurch der Erfolg dieser Naturbegebenheit, begreiflich wird; so bleibt sie deswegen nicht weniger wunderbar. Kaltes Wasser auf kalte Steine gegossen, bringt augenblicklich eine Hitze herfür, die stärker als kochendes, Wasser ist. Ein Beweis, daß die Natur reich an Produkten sey, die, wenn sie gleich den Schein eines Wunders an sich

sich haben, doch ohne Zauberkräfte, bloß durch ihre natürlichen, nur den Menschen oft verborgenen Kräfte, gewirkt werden.

Wenn Kunst und Natur, zu Einem Zweck arbeiten; so erwachsen daraus öfters die nützlichsten Dinge. Hievon haben wir ein Beyspiel, an dem Glase, einer Materie, die im menschlichen Leben einen ausgebreiteten Vortheil gewährt, ob sie gleich nicht genug nach ihrem Werthe geschätzt wird. Ich scheue mich nicht, das Glas mit in die Reihe der Naturkörper zu setzen, da auch wohl die Natur allein, ohne Zuthun menschlicher Kunst, Glas erzeugt, wenigstens die rohen Materialien desselben das meiste dazu beytragen, und die Kunst weiter nichts thut, als daß sie diese Bestandtheile nur zu Einer Masse zusammenschmelzt, und mit Hülf des Feuers, zu einem ganz andern Wesen umformt. In unsern Tagen sind in allen Häusern Glasfenster; aber noch vor wenigen Jahrhunderten war solches nur ein Vorzug der Kirchen und grossen Städte. Wer allerhand interessante Nachrichten davon lesen will, der kann sie in des Herrn Professor Beckmanns Technologie finden. Ist es denn nun wohl

billig,

billig, daß die meisten Menschen über diese wohlthätige Gabe der Natur so nachlässig wegsehen. Wenn in den rauhen Gegenden Deutschlands unsere Fensterbänne, entweder mit hölzernen Laden verschlossen werden müßten, die uns des angenehmen Tagelichts berauben würden, oder wir wären gezwungen, bey offenen Laden und durchbrochenen Gittern einen jeden Durchzug schneidender Lüfte auszustehen, welch ein unerträgliches Ungemach! So aber scheidet eine dünne durchsichtige Glaswand uns und die strengste Kälte von einander. Ohne die Unbequemlichkeit stürmischer Winde ertragen zu dürfen, können wir unsere Zimmer von allen Seiten fest verschließen, und doch durch die einfallenden Sonnenstrahlen dergestalt erleuchten lassen, als ob wir unter freyem Himmel lebten. Die zärtlichste Dame kann das hellste Gemach bewohnen, und doch ein jedes rauhes Lüftung abhalten, das ihr Nervensystem erschüttern würde. Der Kranke kann ruhig auf seinem Lager seine Ausdünstung abwarten, ohne daß ein streichender Luftzug plötzlich seine Schweißlöcher verstopfte. Wie vieles tragen die Spiegel nicht allein zur Pracht der Paläste,

läste,

lässe, sondern auch zur Bequemlichkeit niedriger Stände bey. Perlende Weine aus Glasgeschirren zu genießen, erhebt das Vergnügen des Wohlgeschmacks. Und was für wichtige Vortheile hat die Naturlehre diesem Natur- und Kunstprodukte zu danken. Die ganze Optik beruhet auf Versuchen, die durch gläserne Instrumente angestellt werden. Von dem heftigsten Feuer in der ganzen Natur, das durch die concentrirten Sonnenstrahlen hervorgebracht wird, würden wir ohne Brenngläser und Brennspiegel keinen Begriff haben. Und in was für ein hinreißendes Erstaunen setzen uns die mikroskopischen Beobachtungen, durch Hülfe kleiner geschliffener Linsengläser eine unbekante Welt zu entdecken, und die Natur in ihrer verborgensten Werkstellen zu überraschen. — Dennoch ist vielleicht unter Tausenden kaum Einer, dem es jemals eingefallen ist, über die Vortrefflichkeit des Glases, über seinen Werth und den nützlichen Gebrauch desselben einige Betrachtungen anzustellen; daß aus Sand, Asche u. d. gl. undurchsichtigen Körpern, die durchsichtigste Masse hervorgebracht wird, welche in der Dicke von etlichen Zollen noch immer un-

gehindert

gehindert alle Lichtstrahlen durchläßt, und doch zugleich so fest und compact ist, daß die sonst alles durchdringende Luft nicht dadurch penetriren kann.

Hundert Menschen haben vom Magnet reden gehört, und die meisten unter denselben kennen doch vielleicht dies sonderbare Mineral nicht weiter als dem Namen nach, oder wissen höchstens, daß er das Eisen an ziehe a). Selbst vielen, die vom Gebrauch des Kompasses sogar praktische Kenntnisse haben, fehlt es doch oft an einer genauern theoretischen Kenntniß der magnetischen Kräfte. Was ist aber wohl mehr der Mühe werth, als die sonderbaren Wirkungen und Eigenschaften dieser Stein- oder Erzart, die sonst bey keiner einzigen Sache in der Welt so vereint, als hier gefunden werden, wo nicht deutlich zu erklären, doch wenigstens nach ihrem

a) Wenn ich hier von der anziehenden Kraft des Magnets rede; so bediene ich mich des Wortes, wie es nicht allein im gemeinen Leben, sondern auch selbst in der Sprache der Gelehrten gebraucht wird, ohre zu bestimmen, ob solches durch einen eigentlichen Zug, oder vielmehr durch einen Druck von aussen geschehe. Wer duldet nicht die eingeführte Lebensart vom Auf- und Niedergange der Sonne, ob man gleich von ihrem wirklichen Stillsehen überzeugt ist.

ihrem Umfange zu wissen. Ich muß in der That gedrängt schreiben, wenn ich nur das hauptsächlichste davon berühren will. Daß jedweder Magnetstein zwey Pole, oder zwey Seiten habe, davon die eine allemal nach Süden, die andere nach Norden gerichtet ist, wenn man ihn in einem leichten Schachteldeckel auf einem stillstehenden Wasser herumtreiben läßt, oder an einem zarten Faden aufhängt; daß er diese Kraft durch einen bloßen Strich einer stählernen Nadel mittheile, so daß sie vielleicht Jahrhunderte hindurch eben die Richtung behält, daß der Nordpol von dem Südpole eines andern Magnets angezogen werde, und im Gegentheil die beyden Pole, welche gleiche Namen haben, einander von sich stossen; daß diese Richtung nach Norden und Süden dennoch in verschiedenen Ländern nicht gleich sey, sondern in dem einen mehr, in dem andern weniger von der wahren Mittagslinie abweiche, und zwar auf der einen Halbkugel nach Osten, auf der andern aber nach Westen zu; daß man mit Hilfe einer solchen Nadel auf dem Meere, wo kein Geleise die Spur einer schon befahrenen Strasse zeigt, dennoch genau den Weg treffen könne,

ne, den man segeln will, und auf der Oberfläche des Erdbodens gerade den Punkt ausfindig machen kann, wo man durch einen senkrecht niedergesunkenen Schacht, auf einen bestimmten, viele Lachter tiefen Ort unter der Erde treffen werde; daß die Magnetnadel zugleich eine Inclination besitze, und sich mit der Nordspitze nach dem Mittelpunkt der Erde neige, und zwar je weiter nach dem wirklichen Erdpole zu, desto tiefer; daß eben deswegen die Nadel auf der einen Seite schwerer müsse gemacht werden, wenn sie nach der Bestreichung im Gleichgewichte bleiben soll; daß die Spitze, die nach Norden weisen soll, mit dem Südpole des Magnets müsse bestrichen werden, weil eben die beyden entgegenstehenden Pole eine Neigung zu einander haben; Wer muß das alles nicht mit Bewunderung betrachten! mit Erstaunen den unansehnlichen Stein in die Hände nehmen, in welchem der große Urheber der Natur so viel sonderbare Kräfte vereinigt hat! Eben so merkwürdig ist das Anziehen des Eisens, daß der Magnet diese Kraft bloß auf Eisen und Stahl äußere; daß, wenn die Kräfte beyder Pole vereinigt werden, die Wirkung desto stärker

ter ist; daß jedwedes Eisen selbst zwey Pole habe, daher sich die Nadel drehet, wenn ich mit derselben an einer eisernen Stange, oder eisernen Ofen von oben herunter fahre, so bald ich etwas über ihre Mitte komme, welches vielleicht die Ursach ist, warum der Magnet keinen andern Körper, als diesen anzieht; daß ein kleiner Magnet oft viele Pfunde tragen und halten kann: daß diese Kraft bey vielen schon in der Entfernung von einem Fuße sichtbar werde; daß sie durch Holz und Metall, ja durch einen jedweden andern Körper plötzlich und unaufhaltsam durchwirke, daß man künstliche Magnete machen könne, die noch viel stärker, als die natürlichen wirken, ohne doch die wahre Beschaffenheit der Sache schon völlig ausgemacht zu haben; sollten alle diese sonderbaren Eigenschaften des Magnets nicht einer weitern Aufmerksamkeit der Menschen werth seyn! Noch will ich nicht einmal der neuern Erfindungen gedenken, da man mit Hülfe des Magnets merkwürdige Curen zu verrichten, versucht hat, noch die Taschenspielerkünste berühren, die den Zuschauer oft so auffallend überraschen, und ebenfalls durch die magnetischen Kräfte zwar gemacht

gemacht, aber auch entdeckt und erklärt werden können.

Edle Steine sind eine der kostbarsten Dierden der Menschen, und sie genießen auch die verdiente Achtung derselben. Ihre ungemeine Durchsichtigkeit, ihre Härte, ihr Glanz, ihr blizendes Feuer, ihre vortreflichen Farben, — lauter Eigenschaften, womit der Schöpfer ein kleines Steinchen begabt hat, um auch in den Sandbergen Indostans nicht unmerkelt zu bleiben. Juwelierer und Steinschneider, Herren und Damen, die sie bezahlen, oder auch oftmals nicht bezahlen können, wissen den Werth sattsam und oft zu hoch, zu schätzen, den diese überaus schöne Kleinodien haben, gegen welche vielleicht kein anderes Naturreich etwas ähnliches aufweisen kann. Allein, da die wenigsten Menschen eine genaue Kenntniß davon zu erlangen Gelegenheit haben; so will ich hier nicht weiter davon reden, sondern vielmehr von einer andern Steinart noch ein Paar Worte hinzufügen, die jedwedem gleichsam am Wege liegt, ich meine die gewöhnlichen Feuersteine. Zehntausend mal wird vielleicht mit Stahl und Stein Feuer angeschlagen, ehe einmal der Jäger,

Jäger, oder der Soldat, oder auch der Hauswirth an die Wohlthat dieser, wieder ganz anders beschaffenen Naturwirkung denkt. Wer es noch nie gesehen oder niemals davon gehört hätte, möchte es dem nicht eben so seltsam vorkommen, daß die kältesten Materien feurige Funken, von sich sprühen, als dem Nachdenkenden der erste elektrische Funke war, den er sah. Und was ist denn der Funke, der durch diese Reibung hervorgebracht wird? Warum durch das Anschlagen des Steins am Stahl? Warum muß es harter Stahl und Feuerstein seyn, wenn die Wirkung erfolgen soll? Es ist ausgemacht, daß in allen Dingen Feuertheilchen stecken, daß dieselben durch eine heftige Reibung dergestalt in einer schnelle Bewegung gesetzt werden, daß sie sich selbst entzünden, und dasjenige, was ihnen nahe kommt, ebenfalls zum Glühen oder Brennen bringen; daß zu dieser Friktion nothwendig sehr harte Körper, als Stahl und Stein, erfordert werden, obgleich bey weichern Körpern, als Holz, eben das erfolgt, wenn nur die anhaltende Schnelligkeit der Reibung vermehrt wird, daß der Funken, der davon entsteht, nichts als ein Stückchen

abgeschlagenes

abgeschlagenes glühendes Stahl sey, u. s. w. Ich sollte meynen, daß wenn auch der gemeine Mann mit dergleichen Kenntnissen an seinem Feuerzeuge stünde, es immer besser sey, als wenn er gar nichts dabey denkt.

Ich könnte hier noch von den eigentlichen Mineralien viel merkwürdiges anführen. Ein genauer Blick auf ein wohlverseheneß Stufenkabinet lehrt uns eine Menge unterirdischer Wunder Gottes kennen. Wer muß nicht die Pracht- und Schönheit, das sonderbare Gewebe, die seltsame Mischung, den blendenden Glanz, die hohen Farben, die ungewöhnliche Struktur mancher Drusen, die feine Arbeit der Natur an den zartesten KrySTALLspitzen und so viel andere Eigenschaften der meisten Erzarten, die sich in tiefen Klüften hoher Gebirge generirt haben, mit Bewunderung ansehen. Es verdrießt mich zuweilen, daß selbst Arbeiter, unter deren Händen eine so außerordentliche Verwandlung der Erzstufen, vorgeht, als im Schmelzfeuer geschieht, oder der Bergmann bey der Gewinnung seiner Erze, nicht mehr theilnehmende Achtbarkeit beweisen, als der drehende Knabe an der Elektrirmaschine,

G auf

auf dem Bilde in Krügers Naturlehre, der lieber den Erdboden anstarrt, als daß er sich ein wenig drehen, und auf einen der sonderbarsten physikalischen Versuche einen neugierigen Blick werfen sollte. Allein wir wollen lieber eine Stufe weiter steigen auf der Leiter der Natur, und zu andern Fragmenten aus höhern Klassen übergehen.

Schon weit mehr Ordnung, weit mehr Kunst und Absicht in dem Pflanzenreiche. Schon einigermaßen organisirte Körper. Mehr Wachsthum und Entwicklung der zartesten Keime; mehr Leben, mehr Vollkommenheit, mehr reeller Nutzen für Menschen und andere lebendige Geschöpfe; aber auch mehr Vergänglichkeit, die doch durch eine unwandelbar festgesetzte eigene Fortpflanzung reichlich ersetzt wird. Ist ein Theil der Naturgeschichte in unsern Tagen stark bearbeitet worden; so ist es dieser. Freylich waren schon vor dem Linné vortrefliche Kräuterkenner: aber seitdem dieser große Mann seinen meissen Fleiß und Scharfsinn auf dies Studium verwendet hat, ist die Botanik ungemein hoch gestiegen. Und doch noch immer Nachlese genug für andere, die auf seinen Schultern ein weiteres

teres Feld übersehen, mehr zu berichtigen, mehr zu ergänzen, Gelegenheit haben. Doch liegt die Kenntniß dieser vortreflichen Werke der Schöpfung größtentheils nur in dem Gebiete der Naturforscher, ja nicht einmal aller. Wäre es nicht gut, wenn auch diejenigen, die nicht eigentliche Gelehrte heißen, die bewachsenen Berge, die Wälder, die Wiesen, wo sie so gern ihre Spaziergänge hatten, ihre Küchen-, Obst- und Blumengärten auf eine mehr wissenschaftliche Art untersuchten, und wenn auch ein Strahl davon bis auf den Bauer und Hirten herab fiel, Schon lange hat der Mangel botanischer Einsichten zuweilen großen Schaden b), wohl gar den Tod nach sich gezogen: hingegen sind die bisher immer allgemeiner, dem Hauswirth immer nützlicher gewordenen Felder von Futterkräutern, eine Frucht der Untersuchungen, welche fleißige Beobachter in der Kräuterlehre damit angestellt haben, ohne des mannigfaltigen medicinischen Nutzens und des Gebrauchs der Pflanzen in der Färberey zu gedenken.

Sch

b) Man kann ein noch ziemlich neues Beispiel davon lesen in den Berlin. neuesten Mannigfaltigkeiten. 1778. in der 73ten Woche S. 321. ff.

Ich finde aber bey der allgemeinen Betrachtung der Vegetabilien eine solche Menge von Merkwürdigkeiten, daß ich beynabe das Vorhaben, davon zu reden wieder aufgeben möchte, um weder zu wenig, noch zu viel zu sagen. Doch will ich einiges herausheben, um Wißbegierige auf das übrige desto aufmerkamer zu machen. Das Wichtigste ist wohl die, seit nicht langer Zeit auf gewisse Grundsätze gebrachte Lehre von der Befruchtung der Pflanzen. Dunkel war dies Naturgesetz bereits in ältern Zeiten bekannt; aber unserm Jahrhundert, und insonderheit dem Manne, der über die ganze Naturkunde so viel Licht verbreitet hat, dem großen schwedischen Naturforscher war es vorbehalten, diese Lehre zu berichtigen, von Zweifeln zu befreyen und ein System darauf zu bauen, daß sich wahrscheinlich noch lange in Ansehen erhalten wird. Und dennoch ist die Kenntniß dieser sonderbaren Entdeckung noch nicht genug ausgebreitet. Es giebt noch manche, wenn sie auch auf diese und jene gute Einsichten einen gegründeten Anspruch machen können, denen es fremd ist, daß eine Vermischung des männlichen und weiblichen Saamenstaubes

menstaubes in den Fructificationsorganen der Pflanzen, daß gleichsam eine Begattung, selbst bey den Gewächsen, Blumen und Kräutern nöthig sey, wenn sie brauchbaren Saamen erzeugen und ihr Geschlecht fortpflanzen sollen.

Die Blumen sind an den allermeisten Gewächsen die Werkstatt, wo diese geheimnißvolle Arbeit der Natur vorgehet. Hier giebt es Behältnisse des männlichen Saamenstaubes und auch wieder weibliche Organe, die denselben aufnehmen, damit der Grundstoff der künftigen Pflanze gehörig befruchtet werde, und zu seiner Vollkommenheit gelange. Viele hundert Menschen haben wohl schon lange die artigen Stielchen mit ihren Knöpfgen, die staubigten Gefäße, die hörnerartigen Pistille, die andern Kapselfn und Spalten in den Blumenkelchen gesehen: aber nie gedacht, wozu dieselben nützlich sind; so wie tausend Anstalten des Schöpfers, die von der größten Weisheit zeugen, den sonst so neugierigen Menschen oft Jahrhunderte lang verborgen blieben. Sie sind es aber, die unumgänglich nicht fehlen dürfen, wenn der Baum Apfel, der Weinstock Trauben, die Haselstaude Nüsse, und der Koblis Saamen

Saamen tragen soll; es sey denn, daß der Schöpfer andere Naturgesetze machte, als er bey Gründung dieses Erdbodens gemacht hat. Eine jedwede Blume an jedwedem Gewächse, einige wenige ausgenommen, deren Geschlechtstheile bisher noch den Naturforschern verborgen geblieben, und wenn sie auch zuweilen fast unsichtbar seyn sollte, hat gleichsam einen Eyerstock, in welchem der noch unbefruchtete Saame in unendlich kleiner Gestalt verborgen liegt. Wenn nun der Zugang zu diesem Eyerstocke sich öffnet, und der Staub, der auf andern Theilen der Blume befindlich ist, seine gehörige Reife erlangt hat, so insinuirt er sich bis zu diesem Grundstoff, thut daselbst seine, selbst den Naturforschern noch unerklärbare Wirkung und nun erst kann aus den Embryonen des Saamens, wenn ich so reden darf, fruchtbarer, thätiger Saame werden. Die männlichen Befruchtungswerkzeuge nennt man Staubfäden, deren zuweilen nur eines, zuweilen mehr, ja wohl etliche hundert sind; die weiblichen Befruchtungstheile aber Staubwege. Gewöhnlicher Weise sind die Blumen an Bäumen, Büschen und Kräutern Zwitterblumen, das ist, solche,

solche, da beyde Befruchtungswerkzeuge nahe bey einander in Einer Blume sitzen; bey andern aber befinden sich zwar männliche Organe, wie die Kästchen oder Schäschen an den Nüssen, und die weiblichen Blüten an Einem Stamme, aber nicht leicht bey einander. Bey einer dritten Gattung sitzen die weiblichen Theile gar auf einer, und die männlichen wieder auf einer andern Pflanze, wie der Hopfen, so daß beyde wenigstens in der Nähe stehen müssen, wenn fruchtbarer Saame soll erzeugt werden. Und hier ist es, wo wir sichtbare Spuren einer göttlichen Weisheit bemerken, welcher es nicht schwer fällt, zu jedem Zwecke Mittel zu verordnen. Wie wollte bey diesen von einander oft ziemlich weit entfernten Fructificationstheilen die nöthige Befruchtung geschehen können, wenn der Schöpfer nicht dafür gesorgt hätte? Ausser den Winden ist gewisse kleinen Insekten ein Naturtrieb eingepflanzt, den männlichen Saamenstaub zu den weiblichen Organen überzutragen. Unbekannt mit ihrer Bestimmung, suchen sie für sich ihre Nahrung in diesem Staube; aber oft ganz überladen damit, fliegen sie von einer Blume zur andern, damit durch den Dienst

Dienst eines solchen fliegenden Thierchens der Mutterblume der benöthigte Staub zugeführt werde. Wunderbare Veranstaltungen Gottes in der Natur! Kunstverständigen zwar nicht mehr neu; aber vielleicht auffallend für die, die mit dieser Lehre noch nicht bekannt sind. Wir bewundern den Schöpfer, wenn wir den angenehmen Duft der Baumblüthe empfinden; sollte er nicht in unsern Augen noch größer werden, wenn wir bedenken, daß in dieser Blüthe ein solches Zeugungsgeschäft vorgehet. Es ist gut, aus dem allgemeinen Anblick der Natur den großen Herrn derselben zu erkennen, der die Lilien auf dem Felde kleidet; aber müssen wir ihn nicht noch mehr verherrlichen, wenn wir tiefer in die Oekonomie seiner Werke eindringen, und wissen, wie er sie kleidet und warum er sie so und so gebildet hat.

Aus dieser Lehre lassen sich nun verschiedene andere Erscheinungen an den Pflanzen erklären. Warum tragen doch einige gefüllte Blumen selten, oder gar keinen Saamen, wie z. B. die gefüllte Leuz-Jose? Der Grund liegt darin, daß in denselben die Staubfäden und Staubwege zu Blättern ver-

wachsen

wachsen sind. Wo also wesentliche Befruchtungstheile fehlen; da kann auch kein Saame erzeugt werden. Sind in der vollen Blume noch einige derselben übrig geblieben, wie bey Nelken, so kann die Blume dem ohngeachtet noch Saamen ansetzen. Aus dieser Lehre ist ferner, die Muthmaßung entstanden, ob man nicht eine künstliche Befruchtung hervorbringen und den Saamenstaub von nicht ganz homogenen Pflanzen mit andern dergestalt vermischen könne, daß eine neue Art von Gewächs daraus entstehe? Und in der That hat man Versuche gemacht, denen es nicht am glücklichen Erfolge gefehlt, dergleichen Herr Ebel in Berlin mit der Wunderblume ^{c)} und andere angestellt haben. Ja, wer weiß, ob sich nicht solches schon oft, ohne Zuthun der Kunst, durch einen blossen Zufall in der Natur selbst zugetragen und noch zuträgt? Woher kämen sonst die vielen Abarten von einer und eben derselben Familie, deren Anzahl, bey fortwährender Cultur, beständig zunimmt?

Man

^{c)} Siehe Beschäftigungen der Berlinschen Gesellschaft Naturforschender Freunde, erster Band, S. 380. ff.

Man kann jetzt schon bey einer Art Blumen oft zehn bis zwölf Spielarten zählen, davon man vor wenigen Jahren kaum drey oder vier Abänderungen kannte. Aber nicht allemal wird man das Gebiet, der Kunst über die, ihr überlegene Natur ausdehnen können. Sie hat ihre Grenzen, die sich nicht überschreiten lassen. Man kann solches aus der Verschiedenheit des Saamenslaubes schließen. Fast jede Art desselben, wenn er durch ein starkes Vergrößerungsglas betrachtet wird, hat eine andere Form und Gestalt. Fast jedes weibliche Organ einer Blume wird also auch dergestalt gebaut und eingerichtet seyn, daß sie nur zu der oder der Art des Staubes die gehörige Empfänglichkeit hat, und also möchte wohl eine fruchtbare Paarung zwischen Äpfeln und Birnen, zwischen Pflaumen und Kirschen so wenig, als zwischen einem Schmetterlinge und einer Wespe möglich seyn. In dessen bleibt es allemal seltsam genug, daß es bey einigen Gewächsen angeht, die, wo nicht sehr heterogen, doch im Wuchs, Farbe, Blumen und Blättern, ziemlich von einander unterschieden sind.

Auß der angeführten Lehre von der Befruchtung

lung der Pflanzen lassen sich manche andere, nicht unerhebliche Folgen herleiten, die selbst auf Dekonomie und Haushaltung einen Einfluß haben. Sollte es wohl gut seyn, wenn es mitten in der Baumbüte häufig regnet? Ganz gewiß wird dadurch viel Saamenslaub abgewaschen und die Fruchtbarkeit der Obstgärten für das Jahr gehindert werden. Man sagt, wenn zu einer gewissen Zeit heftige Winde wehen; so würde der Roggen taub und schartig, das ist, die Aehre bekomme nicht die volle Zahl ihrer Körner. Die Sache kann ihren natürlichen Grund haben, den vielleicht mancher Hauswirth nicht einseht. Der Wind verwehet den leichten Saamenslaub; daher kann die Befruchtung nicht gehörig geschehen. Allein; so müßte wohl die ganze Aehre taub werden, und dann würde der sonst so woh thatige Wind mit unter die Landplagen gehören. Nein, davor hat der Schöpfer weißlich gesorgt. Nicht alle Staubblöbgen des Kornes kommen zu einer Zeit herfür. Heute ein Duzend, morgen wieder ein Duzend andere. Man breche eine frische Aehre ab, wische alle daran sitzende Staubfäden weg, behalte den Stiel etwa zehn bis funfzehn

funfzen Minuten im Munde; so wird man auf neue viel andere hervorgewachsen sehen. Der heutige Wind kann also dem morgen hervortretenden Saamenstaube nicht schaden. Eben so möchte es vielleicht mit Bäumen und andern Gewächsen auch beschaffen seyn. Vermuthlich befinden sich eben deswegen so viele Staubfäden an einer Blume, die nach und nach erst zu ihrer Vollkommenheit gelangen, damit eine diesmal verunglückte Begattung ein andermal zu ihrer Kraft komme.

Ist unsere Bewunderung durch die bisher angeführten Bemerkungen schon nicht wenig gereizt worden; so kann sie gewiß noch mehr unterhalten werden, wenn wir die Pflanzen und ihre Theile noch etwas genauer beobachten. Ein jedes Blatt, eine jedwede Wurzel, eine jedwede Blume, jedweder Saame verkündigt die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit natürlicher Dinge, und den unermesslichen Verstand ihres erhabnen Werkmeisters. Etliche tausend verschiedene Gestalten von Blättern sind noch nicht hinlänglich, die ganze Menge ihrer Abänderungen zu bestimmen. Welch eine Verschiedenheit zwischen einem Weinblatte und einem Gras-

halme;

halme; einem Eichen- und einem Weidenblatte, einem schwertförmigen und einem Kleeblatte. Ihr Stand an dem Stängel oder Zweige, ihre größere oder geringere Anzahl, ihre Zacken und Einschnitte, ihr wolliger, glatter oder Stachelichter Ueberzug, ihr ganzes Gewebe, ihre Farbe, ihre Größe, oder Kleinheit, und der äußerliche Umriß ihrer Figur — alles zeugt von einer unendlichen Abwechslung. Es sey mir erlaubt, nur etwas davon anzuführen. Man findet pfeilsförmige, lanzettenähnliche, schwert- pfriem- und sägeförmige; herz- und nierenähnliche, glatte, stachelichte und behaarte, spitze und stumpfe, breite und schmale, längliche und runde, starke und zarte, wellenförmig gebogene und krause, dunkel und hellgefärbte, und wer weiß, was mehr für Abarten von Blättern, die in der Kräuterkunde gelehrt werden. Welcher einbildungsreiche Mahler würde sich nur die Hälfte dieser Formen, ohne vorhergegangnen Anblick der Originale haben idealisiren können? Aber Werke der Allmacht sind immer reich an mehr als Einem Wunder. Auch das feinste Blatt hat eine sehr zarte Haut auf seiner untern und obern Fläche.

Diese

Diese Membranen schließen ein Mark in sich, das zwischen den nerven- und sehnenäbnlichen Adern liegt. Und in diesem Mark, zwischen diesen, kaum ein Decimalsrheilen einer Linie von einander abstehenden Häutgen, lebt zuweilen ein Würmchen, (oder daß ich recht sage, zu hunderttausenden in einem kleinen Walde,) das in diesem engen Behältniß aus seinem daren gelegten Ey hervorgekommen, seine ganze Lebenszeit, bis zur Verwandlung darin zubringt, viele Tage lang an dieser markigten Substanz volle Nahrung findet, sich schlängelförmige Minen gräbt, endlich sich durcharbeitet und einspinnt. Wie außerordentlich weiß sich der Schöpfer auch in einem Blatte zu verherrlichen, wenn Augen da sind, seine Wunder zu sehen. Die Wurzeln der Gewächse sind eben so sonderbar. Eine jedwede hat einen ihr eignen Bau, der merklich oder auch nicht so merklich von dem Bau der andern unterschieden ist. Wie viel Neues wird vielleicht davon zum Vorschein kommen, wenn die Preisfrage von der Classification der Vegetabilien nach dem Unterscheide der Wurzeln wird beantwortet seyn, die von der königlichen Akademie der Wissenschaften

schaften zu Berlin aufgegeben ist. Eben so der Stängel, die Blume und der Saame. Die letzten beyden verdienen noch ein Paar Anmerkungen mehr, um aus einer unerschöpflichen Quelle nur einige Tropfen mitzunehmen.

Hat Gott in irgend eine Art seiner Werke eine Schönheit gelegt, so sind es die Blumen. Diese angenehmen Frühlingskinder haben einen Reiz, bey dem auch der Unempfindliche nicht ungerührt bleibt, eine zahlreichere Classe von Menschen aber, zuweilen bis zum Uebertriebenen, davon bezaubert wird. Das eingebildete Wunderbare ist es nicht sowohl, das uns zur Bewunderung des Schöpfers dabey aufruft. Wer an der Passionsblume die Malerinstrumente, und auf dem sogenannten Jehovahblümchen die hebräischen Charaktere dieses Namens zu sehen glaubt, der sehe es. Meine Einbildungskraft will so weit nicht zureichen; sondern vielmehr die außerordentliche Mannigfaltigkeit ihrer Formen, der sonderbare Mechanismus ihrer Struktur, die regelmäßige Stellung ihrer Blätter, die symmetrische Architektur ihrer verschiedenen Theile, das zarte Gewebe ihrer überaus feinen Blätter,

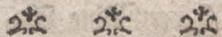
ter, die hohen, stets anders abgeänderten Farben, der balsamische so sehr verschiedne Geruch, die mannigfaltigen Absichten ihrer Hüllen, Kelche, Kronen und Bedeckungen, die Schönheit, selbst bey einer scheinbaren Unordnung, die Subtilität ihrer kleinsten Theile, der oft blendende Glanz und hundert andere Merkwürdigkeiten dieser Prachtstücke der Natur, verdienen mit Recht eine sorgfältige Aufmerksamkeit der Menschen, auf deren Belustigung der Schöpfer sicher ein Augenmerk bey dieser Einrichtung gehabt hat. Allein das zu wenig Beachtete in diesem Fall sind die Blumen des Waldes, die Blumen der Wiesen, der Berge und der Thäler. Das kleinste Blümchen am Rande eines murmelnden Bachs, oder unter dem Schatten eines Dornstrauchs, hat nicht vielweniger Vorzüge, als die Tulpe die aus Saerlem verschrieben wird. Noch mehr, wenn man den zarten Bau derselben mit gewafnetem Auge betrachtet. Und was für verborgene Kräfte stecken noch in diesen Blumen. Kräfte von deren schicklichem Gebrauch oder Nichtgebrauch zuweisen die Verlängerung oder Verkürzung des menschlichen Lebens abhängt. Vielleicht wür-

den

den uns einige Bestandtheile derselben nie seyn bekannt worden, wenn nicht die Biene darinn unsere Lehrerin gewesen wäre. Warum summt dies Insekt so geschäftig um alle blühende Kräuter herum? Warum fliegt dies ungemein arbeitssame Thierchen von einer Pflanze zur andern? Um aus jedweder Blume den süßen und klebrichten Saft oder Traub abzupinseln, welcher der Blume weiter nichts nützt, und doch in ihren Zellen zu Honig und Wachs bereitet wird. Ja ein einziges Bienenvölkchen kann in einem Sommer diese nützlichen Produkte, deren Bereitung der menschlichen Kunst, vielleicht viel zu hoch würden geblieben seyn, zu mehr als halben Centnern zusammentragen. Was für Weisheit! Wie viel Zwecke sind nicht in Einer Blume vereinigt? Wer hätte bey dem Anblick der Thymian- oder auch wohl der Nesselblüthe an Wachs und Honig gedacht?

(Der Schluß folgt künftig.)





IV.

Romane, Geschichten und Erzählungen.

Montford,

oder

der edelmüthige Mann.

(Die Grundlinien des Stoffes, sind aus einem englischen Original entlehnt; die Erzählung selbst ist nach meiner eignen Manier. Der Erzähler.)

Herr Montford war einer der schätzbarsten Männer; und — wenn wir die Zeitrechnung mit der gegenwärtigen Geschichte anfangen — gerade in dem Alter, mit welchem unsre Leidenschaften minder stürmisch; aber auch unsre Gefühle stumpfer werden. Jene hatte er frühzeitig beugen gelernt; diese auf das wahrhaft-Edle zu stimmen, und ihre natürliche Lebhaftigkeit durch mannigfaltige Übung zu erhdhen gewußt. Wer ein Zeuge von der innere Stille des Montfords, und der Würde in seinem ganzen Betragen war; der hätte eisgraue Haare

unter

unter seinem baumwollenen Sonntagsmüßchen gesucht. Und wer ihn dann wieder in dem Zirkel seiner Freunde und seiner guten Thaten so offen, so gutlaunigt, mit aller Innigkeit der Theilnehmung sah, die sich im hellsten Jugendgesicht nicht lebhafter spiegeln könnte: der vergaß den Mann im stehenden Alter über der Jünglingsfreude.

Montford war das, was man einen angesehenen, wohlhabenden Bürger nennt. In Deutschland hätte er die Ehre gehabt, für einen reichen genommen zu werden; es müßte dann seine prunklose Figur, und seine starke, — immer thätige Neigung zum Wohlthun, den gemeinen Ruf und das übrigen sehr bedächtige Urtheil unsrer Klatschgesellschaften irre geleitet haben. Diese Neigung zum Wohlthun war von einer ganz besondern Art. Sie suchte sich hundert Gegenstände auf, bey denen der Levite so kalt, wie ein Chirurgus beym Trepaniren, vorübergegangen wäre. Wenn es möglich war: so hob sie das Elend aus dem Grund. Und sie gab und half mit einer Feinheit der Empfindung und der äußern Form, daß man mit Recht zu zweifeln hatte, ob der Geber oder der Empfänger der Glückliche war,

war. — Montford verbarg immer den Wohlthäter hinter dem Freund; er machte die Gefühle des Empfängers so ganz zu den seinigen, daß er sich selbst eine Wohlthat erwiesen zu haben schien. — Sie lag in dem Genuß der Mitleids- und der Freudenthränen!

Unser Held war auf keinem Philanthropin gebildet: und seine Kraft- und thatvolle Empfindsamkeit war aus keinem Dorick gestohlen. Das Vermögen und der Geschmack seines Vaters hatten sich nicht über eine Dorfschule verfliegen; er selbst, und sein gerader Verstand, war mehr für das wirkliche Leben als für das Reich der Phantasie und der Romane gemacht. Die Schule der Leiden war es, die ihn erzog! Leiden giebt Empfindungsfülle; mehr als alles Herumhüpfen von Weilchenbeeten zu Kirchhöfen. In dieser Empfindungsfülle, die so erkritten ist, liegt Wahrheit — Unterscheidungskraft ächter und erdichteter Noth — Fertigkeit, an die Stelle des Andren zu treten, und dem Unglücklichen nachzufühlen — Sehnsucht Muth und Stärke, zu helfen; bis zur Aufopferungskraft. Montford hatte sich aus kümmerlichen Umständen emporgearbeitet, ohne die Redlichkeit seines

Herzens

Herzens durch krumme Wege; oder sein edles Selbstgefühl durch Schmiegen entehrt zu haben. Planvoller Verstand, reelle Verdienste; Duldsamkeit, und kalter — ausdauernder Muth; ununterbrochene Thätigkeit in seinen Gewerben; Menschenkenntniß, Achtsamkeit auf das kleine, und gefällige Wesen hatten ihn stufenweise zu der ruhigen — hausväterlichen Lage geführt, in der er des Sammlens nicht mehr bedurfte; sondern im Auspenden glücklich war. Mancher Kampf lag zwischen dem ersten Flug und dem Ziel in der Mitte. Das aufkeimende — prunklose Verdienst in dem Gewand der Armuth blieb eine gute Weise übersehlen. Als es hervorbrach: beneideten es die Mitleidlichen; stieß es die galante Welt zurück; und wurde nur von wenigen Edlen gepflegt, aufgehoben, belohnt. Die Rückerinnerung an vergangene Tage hatte die Seele des Montfords besonders für diesen In eig des Leidens gestimmt. Er fühlte sich selbst in jedem Unglücklichen, der sich, durch äussere Verhältnisse beschränkt, nicht empor arbeiten konnte, obgleich der Stos dazu, in ihm lag. Wenn er ihm durch Rath, Vorwort und Gabe seine hülfreiche

Hand

Hand bot: so glaubte er dem Schatten seiner Wohlthäter ein Ehrendenkmal gestiftet zu haben. Immer war er von Jünglingen umringt, die ihn Baster nannten.

Noch einen Zug zu seinem Gemälde — der Mann hatte Religion, und darum war er so, und nicht anders.

Jetzt gleich werden wir den guten Montford handeln sehen: und sollte sein Handeln nicht Roman für uns seyn; so mußten wir den Edlen kennen lernen, wie er ist und wie er ward. Ich grandisonisire nicht gern. Montfords Charakter mag Flecken gehabt haben; aber wer ihn kannte, der hatte kein Auge dafür. — Ist euch kein Nachbild dieses Edelnen in der wirklichen Welt aufgestossen, so glaubt doch meinem Zeugniß: — Ich habe Montforde gekannt!

Montford rauchte seit ein paar Jahren Tag vor Tag sein Morgenpfeifen auf einem benachbarten Koffeehaus, wo er Menschen sah, durchspähte, und bisweilen genoß. So ein Morgen war's: als eines von denen verständigen, anziehenden Gesichtern hereintrat, das dem gesunden Auge unsers Beobachters

ters nicht entgehen konnte — ein junger Mann, auf dessen Stirne das Gepräge des Ernstes, der Festigkeit, Scharfsinns ohne Ansprüche, ziemlich lesbar eingezeichnet war. Das Auge war trüb; und man sah es ihm an, daß es oft und viel geweint hatte. Eingefallene Wangen stachen besonders gegen den jugendlichen — nervösen Körperbau ab: und dem geringsten Kennerblick mußte es durch diese Vergleichung sichtbar werden, daß jene Vertiefung durch langen — nagenden Kummer gegraben war; diese Kraft durch viel Arbeit erschritten und erhalten. In der Krümmung des Mundes lag gegenwärtiger Schmerz; doch hatte sich die Unterlippe in ein gezwungenes Lächeln gezogen, als ob es die Schwermuth der Seele verbergen sollte. So gar der Muzug war ein Mittel Ding zwischen Selbstachtung und aufgegebener Präntension. Was um ihn her war, sah er nur halb; und doch war dieser halbe Blick so gutmüthig und freundlich, daß sich keiner zurückgesetzt fand. Eine stumme Verbeugung an die Gesellschaft; — und er saß in einem Winkel des Zimmers.

Montfords Augen hatten ihn gleich bey seinem Eintritt

Eintritt verfolgt; und das um so fester, da der Blick des Fremden dem seinigen nicht begegnete. Die Phantasie des guten Mannes erfand sich mittlerweile eine eigne Geschichte, aus den Zügen dieser leidenden Gestalt zusammengesetzt; und spielte mit Entwürfen, ein Menschengesicht aufzuhellern, das so schön seyn mußte, so bald es der Kummer nicht verrunzelte. Da war er ganz Montford — o Leser! willst du dich kennen lernen: so hasch' doch die lustigen Puppen deiner Einbildungskraft, eh' sie sich's versehen. Glaub mir: der Schlüssel paßt auf viele Zimmer, wofür er nicht gemacht scheint.

Unser Fremder hatte schweigend seine Tasse ausgeschlürft; sah auf die Uhr, und gieng. Montford träumte noch. Die Entfernung des Fremden störte seinen Traum. Er folgte ihm auf dem Fusse nach. Nur die Würde des Unglücklichen — denn dies war er unverkennbar! — eine Würde in Gestalt und Betragen, als das Ueberbleibsel besserer Zeiten, das auch der mittelmäßigen Delikatess- Ehrfurcht eingestößt hätte, hielt Montford's feines Gefühl zurück, daß er die Stimme seines Herzens nicht laut werden ließ. Die beyden Redlichen giengen

neben

neben einander, als gehörten sie nicht zusammen — Montford immer mit dem suchenden Blick, ohne Zudringlichkeit. Der Fremde verstand ihn, und näherte sich auf halben Schritt. In sich selbst versenkt, hatte er Montforden wenig bemerkt. Auch war die Gestalt dieses Edlen im alltäglichen Gang des Lebens mehr ruhig, als scheinbar — der gewöhnliche Mensch, ohne Sinn für stille Größe, hielt ihn selbst für alltäglich, und schwach — aber jede Mine ward sprechend, so bald ein interessanter Gegenstand sein Inneres füllte. Und so sah er aus, als er dem Fremden näher trat, und sich mit ein paar Worten aus dem Stegreif in seine Bekanntschaft einführte. "Die Mode der Welt, — fügt er hinzu — und ihre Laster haben eine gewisse Entfernung der Menschen — eine schüchterne Vorsicht unter den Fremden zur Nothwendigkeit gemacht, von der mich jeder Kasuiste in dem gegenwärtigen Fall loszählen würde. Ich bin alt, mein Herr! — und doch noch ein jugendlicher Schwärmer, der sich's nicht abstreiten läßt, daß wir bestimmt sind, uns näher kennen zu lernen."

Die Art, mit der er das sagte, kam unmittelbar

bar

bar aus seinem Herzen, und gieng zu Herzen. Mehr, als die Bescheidenheit dieser Rede ausdrücken wollte, fühlte der Fremde dabey. Er sah ihn mit stiller Bewunderung an. Montford ergriff seine Hand. Der Fremde drückte sie fest; eine Thräne stand ihm im Auge; — er dankte gebrochen; und sie giengen schweigend zusammen nach den Kensingtonschen Gärten.

Gute Seelen verstehen sich bald. Wenn die eine Saite angeschlagen ist: so giebt die zweyte von selbst ihren Ton. Montford spürte nach der Quelle des Kammers, der auf dem Gesichte des Fremden so vernehmlich zu lesen war, mit aller der Schonung, die in seinem Charakter lag. Er hatte sich den Weg dazu durch eine zuvorkommende, freundschaftliche Nachricht von sich selbst, seiner Lage, und Handlungsweise gebahnt. Mit liebenswürdiger — fast vertraulicher Offenherzigkeit gab ihm der Unbekannte seine Lebensgeschichte zur Erwidrerung; denn sie waren an einander; und wußten nicht wie.

„Mein Name ist Wilson, (sprach der Fremde.) Ich bin aus Lankaster. Von guter Herkunft, aber von armer Familie. Der Plan meines Vaters be-

stimmte

stimmte mich zu einem Mann nach der feinen Welt. In der ersten Kindheit gab er mich auf ein öffentliches Erziehungsinstitut, um die Geistesbildung frühzeitig zu genießen, die ihm als Jüngling, gefehlt, — die er erst, als Mann, aus sich selbst geholt hatte. Noch waren ihm die Folgen seiner Verabsäumung in der Blüthe der Jahre, zu fühlbar, als daß er nicht gern die geringe Masse seines Vermögens aufgeboten hätte, die regelmäßige Erziehung, einem Sohn zu geben, von dem sein Vaterherz glaubte, daß er in ihm verfeinert wieder ausleben würde. Bis in mein zehntes Jahr blieb ich in dem Erziehungsinstitut. Da starb mein Vater, und ließ mich hilflos in der Welt zurück. Es war mir nichts übrig, als sein Name und das Andenken seiner Redlichkeit. Der einzige Freund meines Vaters — ein armer Vikar auf dem Lande nahm mich zu sich: und ward mein Vater und Erzieher. Sieben frohliche Jahre, in der Blüthe der Gesundheit an Körper und Geist, mit romantischen Gegenden und rosenfarbenen Bildern der Zukunft umringt, wie ein Sohn des Hauses gepflegt, in jugendlicher Thätigkeit des Verstandes und Herzens, verlebte ich an der Seite

meines

meines Landpriefters — die glücklichften, fchuldlofeften Jahre, die ich gekannt habe! In der Schule der Natur, alter Bücher, und eines Lehrers, der viel gefehen, gedacht, gelitten hatte, empfing ich mehr Kenntniß, als meine natürliche Anlage verſprach. Ich verband ſie mit frühzeitiger Erfahrung. Der ſtete Umgang mit Menſchen, ſo gut und mannigfaltig ſie auf dem Lande und in allen benachbarten Edelſitzen zu finden waren, gab meiner Seele eine Geſchmeidigkeit, und ein gefälliges Weſen, das mir in meiner Lage und nach allen Ausſichten der Zukunft die glücklichſte Errungenschaft war, nach der ich ſtreben konnte. Dies Verlangen, ſich andern verbindlich zu machen, verfehlt ſelten ſeines Zwecks. In meinem achtzehnten Jahr ward ich der Bekannte eines benachbarten Edelmanns, der mit viel Scharffinn viel Kälte — mit groſſer Redlichkeit einen ſtarken Grad von Unbiegsamkeit verband. Herr Neuton — ſo hieß er — ſah mein uneigennütziges Beſtreben, ihm zu gefallen, eine gute Weile kaltblütig an. Er verfolgte mich mit einem ſpähenden Auge; ward endlich mein Freund; und theilte ſich mir mit der nemlichen Stärke des Zutrauens

trauens und der Vorſorge mit, die anfangs in ſeiner Zurückhaltung lag. Er führte mich in ſeine häusliche Bekanntschaft, als einen Mann von edler Herkunft, aber unglücklichen Schickſalen, ein, und wählte mich bald darauf zum Privatlehrer ſeines Sohns.

Frau Neuton war eine Dame von dem ſanfteſten Charakter, und ſehr geſundem Verſtande, ohne das zu haben, was man Geiſt nennt — mein Zögling, ein Junge von vieler Lebhaftigkeit und Herzengüte, der es dem Erzieher faſt vergeſſen machte, daß er Erzieher war. Ich lebte froh. Meine Zeit war in die Beſchäftigungen mit einem offenen Naturkinde; in den Umgang mit einem geiſtvollen Manne, von dem ich lernen konnte, wie ſein Sohn von mir; und in köſtliche Erholungsſtunden mit zwey liebenswürdigen Damen getheilt. Frau Neuton hatte eine Tochter — ihr Name war Klara — ein Mädchen, Herr Montford "

Sein Auge glänzte, als er dies Wort ſprach. Sein blaſſes Geſicht wurde feuerroth. Die Stimme hob ſich. Er ſprang von ſeinem Rafenſitz auf; und ſtand ſo entzückt vor Montford da, als wäre ſeine

seine ganze Leidensgestalt durch die Kraft ihres Namens umgezaubert. — Der Ausdruck in seiner Mine war die kühnste, poetische Figur zum Lob seines Mädchens.

Er wiederholte das Wort mit sanfter — schmelzender Stimme:

„ein Mädchen, Herr Montford;

Wie meine Betty, die jetzt bey Gott ist;“ lispelte dieser. —

Sie war keine von den glänzenden Schönheiten (fuhr Herr Wilson fort, nachdem sein Herz ausgebraust hatte,) die gleich mit dem ersten Blick unsre Siegerinnen sind. Ich hatte nie geliebt. Was Klara und ich bisher kannten, war Freundschaft. Aus ihren Zaubereyen erklärten wir uns die wechselseitige Behäglichkeit im Genuß des Umgangs; und den Schmerz der Sehnsucht in der Entfernung. Wir suchten uns. Jede Begegnung schien zufällig zu seyn; und gemeinlich war sie vorbereitet. Die Natur durfte kein Fest — keinen Sonnenaufgang, keine Abendröthe sehern: wir hätten sie dann gemeinschaftlich genossen. Da schmolzen unsre Seelen zusammen, wie unsre Blicke.

Schlum-

Schlummernde Gefühle erwachten; unsre Seelen erweiterten sich im Verständniß der ländlichen Natur um uns her; und waren für jede rührende Scene gleich fertig gestimmt. Oft gieng Klara allein, und weinte — sie wußte nicht, warum? Es kochte in mir. Mein Inneres, sonst so still, wie ein See; nun immer voll abwechselnder Sehnsucht, Schwermuth, und Freude. Dies war fühlbar der Uebergang in den ausgebildeten Jüngling.

Endlich ward uns die Erklärung unsrer unbekanntes Gefühle. Klara war bestimmt, zu ihrer Tante nach London zu reisen. Wilson zitterte für den Tag — und doch kam er näher. Am letzten Morgen gieng ich auf ihr Zimmer. Ich hatte sie im Klavier unterrichtet, und sie war bald meine Meisterrinn geworden. Sie saß am Klavier, und spielte und sang — ein schwermüthiges Liedchen von Abschied und Tod! Ungesehen schlich ich mich an ihren Stuhl; bog mich hinüber; sah ihre Thränen; und auf dem Liedchen die Ueberschrift Wilson!

Klara! rief ich, meine Klara! und war auffser mir. Sie sprang auf. Zitternd stand sie da; sah mich an; ward feuerroth — bleich. Ich haschte nach

nach ihrer Hand — beyde stumm und bebend — und doch nie so seelenvoll als jetzt. Frau Neuton trat herein. Ihr argloses Herz ahndete nichts von unsren Verhältnissen. Sie sah nur Freundschaft, wo wir zum erstenmal die Liebe mit dem hellsten Bewußtseyn fühlten. Nun Klärchen! sagte sie, du weinst? Vergiß den Abschied über das Wiedersehen! Deine Tante ist deines Vaters Ebenbild. Glaub mir's! sie ist zweyte Mutter für dich. — Klärchens Herz schlug hoch auf, unter der Hand ihrer Mutter. Sie riß sich los, und flog in den Garten. Das waren peinliche Minuten, in denen mich Frau Neuton zurückhielt. Ich hörte ihre Worte nur halb; und doch war ihre Stimme so mütterlichsanft, als verstände sie mich, und wollte mich trösten. Endlich verließ sie mich. Ich, wie ein Pfeil, in den Garten. In dem dichtesten Dunkel einer heimlichen Laube saß Klara, ganz in sich selbst verschlossen, als sänne sie einen Traum nach, der ihr plöglich verwich war. Sie fuhr bey meinem Eintritt zusammen. O Montford! wenn Sie geliebt haben, so verstehen Sie die Scene zwischen Klärchen und Wilson. Unsrer Bekommenheit — mein zitterndes Geständ-

nif —

nif — — ihre Schamröthe; und Klärchen dann zum erstenmal in meinen Armen — Auge in Auge — Mund an Mund! So standen wir in einander gegossen, als — nicht die gute Mutter — Herr Neuton selbst zur Laube hereintrat. Klärchen schrie. Mir war's zu Muthe, als sah ich ein Gespenst. Herr Neuton blieb sich selbst gleich. Wenn hat Klara gelernt, sich für ihren Vater zu entfesen? (sprach er halb lächelnd,) geh närrisches Mädchen! deine Mutter will dich sprechen. Klara gieng. Herr Neuton sah aus, wie mein Richter. Er hatte den ruhigen Ernst in Mine und Ton, der sich so ganz für die Unwandelbarkeit eines Entschlusses verbürgt. Ich habe geglaubt, junger Mann! daß Sie mehr als den Namen der Ehre und Aufrichtigkeit kannten. Diese Täuschung ist schmerzhaft für mich. Ich habe meinen Sohn an die Spitze des Abgrunds gestellt, als ich Sie zu meinem Gehülfen in der Erziehung wählte. Sie waren meiner Tochter Achtung — mir Dankbarkeit schuldig. Beyde haben sie verletzt. Unsrer Freundschaft und Verbindung hört also von selbst auf. Und nun die einzige Gefälligkeit, warum ich sie bitte: — Entfernen Sie sich! Ich werde

J

Sorge

Sorge tragen, daß Ihre Ehre vor der Welt und meinem Sohn erhalten wird. Aber mein Haus ist in Zukunft für Sie verschlossen. — Neuton wandte sich um, und verließ mich. Verfeinert blieb ich stehen. War er auch geliebt; ich hätte keine Sylbe hervorbringen können, und wenn es auf mein Leben angekommen wäre. Aus diesem Zustand der Fühllosigkeit, gieng ich in den fürchterlichsten Sturm über. Zerrißene Liebe — untergrabene Ehre — schwächliche Verfassung in die hilfloseste Lage packten mich, wie einen Verdammten. Sinnlos wankt' ich zum Garten hinaus. Ich suchte mir, und dem Neuton. In dem Haus meines treuen Vikars, an den ich mich wandte, fand ich meine Besinnungskraft wieder. Es ist also Verbrechen, eine Klara zu lieben, wenn man Wilson und arm ist? nur durch Gold wird Liebe zur Tugend? Dies war mein erster, kalter Gedanke, den ich fassen konnte."

"Neuton hat Recht!" war mein zweyter.

Wohl hatt' er Recht, sagte Montford.

"Ich sah den Abgrund, in den ich das Mädchen stürzen — die Thränen, die ich einer guten Mutter erpressen — den Dolch, den ich meinem Freund

in's

in's Herz stossen wollte. Ich bebte vor mir selbst, noch hatt' ich zu wenig Romane gelesen, um das alles schön zu finden — noch hatt' ich zu wenig Philosophie, und zu viel Empfindung, um mich zu überreden, daß es naturgemäß sey.

Den Morgen darauf rollte Klärchens Wagen vor meinem Fenster vorbey. Herr Neuton saß neben ihr. Ich kostete den Vorschmack des Todes zum zweytenmal. Nach einer Stunde kamen meine Effekten aus dem neutonischen Hause. Da Herr Wilson (schrieb die Mutter meiner Klara) durch Familienangelegenheiten zu einer plötzlichen Entfernung genöthigt ist: so folgt hier das Seinige zurück. Ich schliesse meinen Abschied — und den Wunsch eines besseren Schicksals bey. Ihr Zögling ist tief gerührt; dankt Ihnen; und betet für Sie.

Dieser Tag, Montford! und die darauf folgende Nacht waren schauerhaft für mich. In der Mitte des Kampfs hob sich meine Seele. Wie ein Lichtstrahl, schoß mir der Gedanke durch den Kopf geh nach London; sey alles, was du seyn kannst; bahne dir einen Weg zu Reichthum und Ehre — dulde, arbeite, werd' ein Mann, und Klara ist dein!

Es

Es hatte kaum getagt, so war ich auf dem Weg nach London. Die Liebe hatte mich um einen Grad höher gestimmt, als der gewöhnliche Mensch gestimmt ist. Ich trug Lasten, die für Männer- schultern gemacht waren; und schwigte nicht darunter. Kühn schlug ich mich durch alle Schwürigkeiten durch, die man dem unbedeutenden Neuling auf der Bahn der Ehre, der Arbeitsamkeit, der Erwerbung, von allen Seiten entgegen setzte. Kein fruchtloser Versuch schreckte mich ab. Denn ich hatte bey mir selbst geschworen, Klaren nicht zu sehen, bis ich in einer würdigern Gestalt erscheinen könnte. Nach verschiedenen Veränderungen meines Zustandes nahm ich den Posten eines Sekretärs bey einem Herrn an, der in öffentlichen Geschäften, nach Westindien gieng. Ich nahm Liebe, Muth, Betriebsamkeit, Aufopferungsgeist, und durchdachte Entwürfe mit. Nach einem Ziel mit schwärmerischem Eifer, und unerschütterlicher Anhaltbarkeit streben, ist so viel, als das Ziel gewonnen haben. Innerhalb vier Jahren sah ich mich durch die reichlichen Einkünfte meines Postens, und durch ein paar gewagte Meisterstücke des Handels, in denen mich

mich das Glück mehr unterstützte, als meine Kunst, aus dem armen, verachteten Wilson zum Herrn von zwanzig tausend Pfund Sterling umgeschaffen. Eben so schnell verwandelte mich meine Phantasie in den Gemahl meiner Klara. Ich zitterte vor Ungeduld. Glück und Leben mit ihr zu theilen. Meine Stelle ward niedergelegt; die reiche Erndte einem gierigen Nachfolger überlassen; mein baares Geld in Diamanten umgefeset, und ich und meine Diamanten waren auf dem ersten Schiff, das nach Europa gieng. In der Falsbay, bey dem Vorgebürge der guten Hofnung, scheiterte das Schiff an einem verborgenen Felsen. In einer halben Stunde sang es unter. Mein Diamantenkästchen war uebst vielen kostbaren Waaren in einen größern Kasten gepackt, den die Schiffsleute, durch Noth und Angst der Unterscheidungskraft beraubt, zur Erleichterung des Schiffes auswarfen. Die Wellen rissen ihn zu geschwind mit sich fort als daß ein kühner Bursche untertauchen, und sein Glück durch die Rettung des meinigen gründen konnte. In stummer Verzweiflung sah ich den Wellen nach, die mich in den tiefsten Abgrund des Elends mit sich fort schleuderten.

schleuderten. Sie hatten meine Hoffnungen verschlungen — warum nicht auch mein Leben? Und doch — es erwachte neue Stärkung, neue Pläne, neuer Muth. Ich vollendete die Reise, trat an's mütterliche Land; und mein erster Gang war zu dem frommen Landprieester — dem einzigen Freund des hülflosen Wilsons! Ihr fand ich nicht — nur sein Grab, wo ich ein paar Thränen weinen konnte. Dies war der zweyte Schlag; und noch stand ich! Er erschütterte mich nur. Wie ein Wisethäter schlich ich mich in die Gegend des neuton'schen Hauses. Es war sehr verändert. Kaum daß ich den Park noch zu kennen vermochte. Und doch stand er sonst, wie ein feuriges Gemählde in meiner Seele. Zittern fragte ich in der Nachbarschaft nach Herrn Neuton. Mir war's, als wenn ich nach meinem Todesurtheil früge. — Er hat seinen Landsitz verkauft. war die Antwort; Und seine Tochter? — Ist in London verheyraethet. — O Montford! verheyraethet! — Nicht wahr, Klärchen hatte nicht geliebt?"

Montford drückte ihm schweigend die Hand. Sich wischte er eine Thräne ab. Wilson sah gen Himmel.

„Es

„Es ist vorbei. Montford! — Meine Leiden haben mich frühzeitig weik gemacht. Kaum daß ich noch stark genug bin, den Schmerz zu fühlen. Aber damals war er wüthend — sieberartig. Endlich gieng er in diese Stumpfheit der Seele über, die Sie noch an mir sehen, Herr Montford! Ich begab mich noch London, um Klärchen aufzusuchen, noch einmal zu sehen, und dann zu sterben. Von allen Entwürfen leer, irrte ich herum; und habe sie nirgends entdeckt. Auch ihre Tante ist unsichtbar geworden; der Rest meiner Errungenschaft ist aufgezehrt; mein Geist auch. Ich habe Schulden gemacht, um nicht zu verhungern; keine Arbeit, kein Versuch, so klein er war, ist mir gelungen. Meine Gläubiger verfolgen mich. Ich erwarte ganz gelassen den letzten Streich meines Schicksals. Für ein Gefängniß ist meine Seele gestimmt; je enger es wäre, desto besser!"

Wilson schwieg. „Sie haben Ihr Gefängniß gefunden, sagte Montford, — ganz so einsiedlerisch, als Sie's zu wünschen scheinen. Ihr Gefängniß ist mein Haus! Da sollen Sie ungestört Ihrer Schwermuth genießen — ich will nichts, als Ihr Wärter seyn.“

Wilson

Wilson wollte reden.

„Jünger Mann! fiel Montford dazwischen, ich bin stolz genug zu glauben, daß ich schon Ihr Herz habe. Und wo dies ist: da folgt die Person nach.“

Montford stand auf — nahm seinen Wilson bey der Hand — und ohne zu wissen, was er that, folgte Wilson. Seine Seele war durch den Edelmuth, des neuen Freundes betäubt. Zwanzig Schritte giengen sie wohl zusammen, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich erwachte Wilson. Er blieb stehen — umhalsste seinen Gesehrten — und der Bund war geschlossen!

Von diesem Tage an lebten sie wie Brüder zusammen. Montford liebte als Bruder; und sorgte wie ein Vater. Bald lenkte er das Gespräch auf die ökonomischen Umstände seines Hausgenossen, und brachte ihn stufenweise auf den Punkt, auf dem er ihn haben wollte. „Ich kenne (schloß er) den Argwohn und die Meynung der Welt, welche in einem solchen Fall eine gewisse Delikatesse nothwendig macht. Ein Mann von Gefühl ist vorsichtiger bey der Wahl derer, von denen er Wohlthaten erhält, als derer, denen er Wohlthaten erweist. Ich bin stolz

stolz darauf, einer von den wenigen zu seyn, denen sie die Erlaubniß ertheilt, Ihnen beizustehen. Als Freund ich es fordern, daß sie mich auf die Probe darf setzen.“

Er gab ihm eine Banco-Note auf Hundert Pfund.

Bald verührte Montford die Angelegenheit seines Herzens. Mit einer Feinheit, die den Kummer zu schmeicheln schien, suchte er die Schwermuth des Wilson zu zerstreuen. Wilson gab nach, um als Freund — und dankbar zu handeln. Es war bisweilen, als, ob er sich freute. Aber tief im Herzen nagte der Wurm — seine Kraft welkte immer mehr. Und je mehr er litt: desto mehr öffnete sich Montfords Herz. Die Schwermuth hat etwas Anziehendes: gute Seelen finden den interessant, auf dessen Stirne sie sitzt. Mitten unter den Bemühungen, diese Wolken zu zertheilen, zog sich das Band zwischen Montford und Wilson immer fester zusammen. Oft dachte Montford an seine Betty, um die er viel getraurt hatte, als sie zu Gott gieng.

Ihr gewöhnlicher Spaziergang war nach Hydepark. „Da gieng ich einst mit großen Hoffnungen, sagte

sagte Wilson, — " mit phantastischen Entwürfen; "aber sie sind gescheitert. Ich habe keinen Entwurf mehr, als zu sterben." Giengen zwey Liebende vorbey, so dachte er an Klärchen und sich. Kam ein glücklicher Gatte mit seinem Weibchen am Arm; so freug er halb träumend: "Ist das nicht Klara und ihr Gemahl?" Je mannigfaltigere Gegenstände: desto mehr Stoff für den Trübflinn. Er saugte Gift aus den Rosen.

Eines Abends schlichen sie sich von einem solchen Spaziergang traurig nach Hause, als ein prächtiger Wagen mit vier stolzen Schecken vor ihnen vorbeysgerollt kam. Es saß ein ältlicher Herr von mürvischem Ansehen darin, mit einer Dame zur Seite, die einen muntern — dreyjährigen Knaben auf ihrem Schooß wiegte. Die Dame bog sich heraus. Wilson rief: Klara! und die vier raschen Schecken hatten sie ihm in einer Minute aus dem Gesichte gearbeitet.

"Sie war's!" — Das war alles, was er stammeln konnte. Er wiederholte es fünfmal in einer Sekunde. Montford und er folgten dem Wagen in der Ferne; aber erreichen konnten sie ihn nicht. Wilson wankte nach Hause: er sprach nur mit

mit den Gesichtsmuskeln, die sich in konvulsivischen Bewegungen auf und abtrieben.

Vergebens suchte Montford den Sturm in seiner Seele zu stillen. Welcher Freund kann Nähe gebieten, wenn die Liebe im Innern tobt? Tausend Schimären durchkreuzten sein Gehirn in der folgenden Nacht. "Also dies war Klarens Gemahl?" sprach er zu sich selbst, und phantasirte sich aus der ohnedem verdrießlichen Mine des ältlichen Herrn ein wahres Satansgesicht. Er verwünschte den kindlichen Gehorsam — verwünschte die weibliche Eitelkeit, die sich so aufopfern kann; und vergoß dann wieder helle Thränen über ihr Unglück, und über das seinige. In der einen Minute schwur er sie nicht mehr zu sehen; und mit der andern war schon ein Plänchen fertig, sie trotz der vier Schecken und ihres allzuraschen Fluges auszukunden.

Den Morgen darauf saßen Wilson und Montford beym Thee zusammen, stritten sich über die gefrüge Erscheinung, als ein Bedienter dem Herrn Wilson ein Billet überbrachte, folgenden Inhalts:

"Wenn Herr Wilson noch auf Klara's Freundschaft stolz ist: oder wenn sie durch diesen, oder irgend

gend einen andern Titel noch ein Recht über ihn hat: so wird Er nach Empfang dieses Billets, an dem Ort, wo sie ihn zuletzt gesehen hat, erscheinen."

Das werd' ich, rief Wilson — ließ seine Tasse fallen — und warf das Billet seinem Freunde zu, ohne ein Wort dabey zu verlieren. Um sich anzukleiden, war er so plötzlich verschwunden, als der Ueberbringer des Billets, der darauf abgerichtet schien, sich lieber eine lebendige Antwort nachfolgen zu lassen, als eine todte mitzubringen. Der kältere Montford las das Briefchen, und las es wieder. Es war ihm ein Räthsel. "Der Junge, den du gestern auf dem Schooße wiegstest, (sprach er bey sich selbst) sollte dich erinnern, keinen Wilson zu dir zu bescheiden! — wozu diese Zusammenkunft? Sie enthält Schmerz für dich und ihn!"

Er befann sich.

"Ich will ihn begleiten. Wenn Klara seiner werth ist: so wird sie durch ihre Unterredung so auf ihn wirken, daß er sich von seiner dumpfen Schwermuth ermannet. Ist sie's nicht: so muß ich zu seiner Rettung thun, was ein Freund vermag."

Wilson kam zurück, in zitternder Erwartung —
aber

aber mit finst'rer Stirne, als er weggegangen war; denn es saß nun der Gedanke an den ältlichen Herrn darauf. Montford und er giengen nach dem bestimmten Ort — Wilson hatte immer ein paar Schritte zuvor. Nur wenige Minuten standen sie auf ihren Posten, als ein Wagen hielt, und Klara herausstieg. Wilson flog entgegen — Montford zog sich zurück. "Klara war schöner als jemals" nach der Sprache der Liebhaber und der Romane. Sie war es wirklich, wenn ein Gesicht voll lebhaften Ausdrucks, in dem Schaamröthe mit Liebe — Entzückung mit Furcht kämpft, schöner ist, als uns're Alltagsgesichter. Wilson war scheu — er fühlte die Zweydeutigkeit seines Verhältnisses ganz, und schien kalt und todt zu seyn, so sehr sein Inneres in Leben und Aufruhr war.

Klara brach das peinliche Schweigen. Sie frug mit stotternder Stimme: Hat denn Wilson seine Klara vergessen?

"Ich habe gesucht, Sie zu vergessen, da Sie es so gewollt haben. Aber lassen Sie sich's diese abgekehrte Figur sagen, ob es mir gelungen ist."

Ich gewollt?

"— da Sie verheyrathet sind!"

Dies

Dies führte zu Erläuterungen. Klara war es nicht. Mit einer Treue die den Ritterzeiten Ehre gemacht hätte, war sie fest in der ersten Liebe bestanden, ob sie gleich mehr ein Kinderspiel aufwachsender Triebe, als die Wurzel einer dauerhaften Neigung zu seyn schien. Durch ein Gemische von wunderlichen Zufällen hatten sich die falschen Nachrichten entsponnen, die Wilson bekam und bekommen mußte, wenn sein Leben der Stoff eines kleinen Romans werden sollte. Klara hatte seit der merkwürdigen Scene mit Wilson in dem Hause ihrer Tante gelebt — eines Frauenzimmers, das in ihren Mittelfahren noch hübsch genug war, eine Eroberung zu machen, und eine Heyrath zu schließen, die man in der Gegend des ehemaligen newtonischen Landsitzes für eine Eroberung der jüngern Newton hielt. Eben der ältliche Herr, den wir auf der Spazierfahrt mit Klärchen antrafen, war auf diese Weise ihr Onkel geworden — der Knabe, den sie auf dem Schooß wiegte, sein Sohn. Herr Belham — so hieß er — liebte die Eingezogenheit: und wer ihm nicht wohl wollte, der sagte noch etwas mehr. Wenig Gesellschaft kam in sein Haus —

ein

ein halb Duzend Hagestolze abgerechnet, mit denen er über seine Frau murrte, wenn sie nicht zugegen war. Noch seltener war er außer dem Hause zu treffen; und wenn es geschah, so fuhr er mit seiner Familie den Hydepark auf und ab, ohne an irgend einer Seele Theil zu nehmen. So lebte Klärchen mehr in einem Kloster, als in der Welt, und ganz natürlich war es, daß man weder sie, noch ihre Tante, die sich und ihren Namen verändert hatte, auszukunden wußte, — eben so natürlich, (fügte mein Freund, ein starker Mysogyn, hinzu) eben so natürlich, als Klärchens Treue, deren höchste Versuchung der Anblick einiger runzlichten Gesichtern war, die sich mehr bestreben, sie zu verachten, als ihr zu gefallen. — Unter all' ihren Bekanntschaften war kein Wilson!

Herr Neuton — um das Zwischenspiel mit dem letzten Streich zu beehren! — Herr Neuton hatte sich theils aus Verdruß über einen mächtigen Nachbar, der selbst auf dieser freyen Insel die Kunst der Bedrückungen und des Weiter-Greifens verstand und auszuüben vermochte, theils aus ökonomischen Absichten entschlossen, seinen ehemaligen Landsitz zu veräußern,

veräußern, und sich ganz auf die Bebauung einiger bedeutenden Güter einzuschränken, die er seit kurzem von seinem Onkel geerbt hatte. Durch diese Veränderung war er der Hauptstadt um ein gutes Theil näher gekommen; und so bald er sich von der Haushaltung seines Schwagers gehörig unterrichtet hatte, die mit seinen Absichten, Klärchens Erziehung durch städtische Verfeinerung, zu vollenden, gar nicht übereinstimmte: so faßte er den Entschluß, sie zurückzunehmen. Wirklich war er in dieser Absicht nach London gekommen; und gerade jetzt mußte die Begegnung unsrer beyden Liebenden geschehen — oder sie hätte sich vielleicht nie ereignet.

Unterdeß daß ich dies kalte Einschleibsel aufgetischt habe, gieng ein desto lebhafterer und wärmerer Austritt zwischen Klärchen und Wilson vor. Seine ganze Seele hatte sich durch das Bewußtseyn: Klärchen ist frey und liebt mich! wie durch eine magische Kraft, umgestimmt. Der scheue — finstre Wilson ward in einer Minute zum feurigen und entzückten Liebhaber, voll trunkner Selbstvergessenheit — ganz Seele, ganz Auge für's Mädchen, Nach dem ersten Taumel des Genusses überschüttes

ten

ten sie sich mit wechselseitigen Fragen und wechselseitigen Antworten — kein Theil begriff den andern! "Montford, sagte Wilson, der Edle — mein Freund — mein Erretter!" Er schien bisher vergessen zu haben, daß ein Montford in der Welt war — hier erst erwachte der Gedanke, daß Montford ein Zeuge dieses Austritts seyn mußte, um sein Glück zu vollenden.*) Er rief ihn. Montford kam, und hatte sein Freudenthränen in Bereitschaft. Er sah aus, wie ein Vater, der seinen dankbaren Sohn mit einer äternlosen Waise verbindet, und für sie beyde Vaterstelle vertritt. Klärchen empfand es; und haßte nach der Hand des ehrwürdigen Montfords, den ihr Wilson seinen Erretter nannte. Die

K

Hand

*) Sind Sie verheyrathet? sagt Wilson im englischen Original.

"Nein," erwiderte Klara
Dann bin ich glücklich, rief er aus und umarmte sie.

"Erlauben Sie, daß mein Freund an dem Vergnügen, das ich jezo empfunden, Theil nehmen darf."

Ich hab' ein Originaldokument aus den Archiven der Natur, daß sich dieser Erzähler verrechnet haben muß.

Hand war geküßt, ehe Montford wußte wie ihm geschah. Die Stunde des Abschieds schlug. Klara mußte nach Hause eilen, um keinen Verdacht zu erwecken. Wilson dachte sich auf ewig geschieden; denn seine hoffnungslose Armuth ward ihm in dieser Minute so gegenwärtig und lebhaft, als dem Sünder das böse Gewissen, wenn es lang genug geschlummert hat. Montford fragte nach der Wohnung des Herrn Neuton — nahm seinen Freund bey der Hand — und zog den Träumer mit sich nach Hause. Doch war Montford den ganzen Tag in sich selbst verschlossen — kramte in seinen Papieren — brachte ein paar feiste Allongeperücken mit zu Tische, die sich über ein Duzend Casus in terminis unterhielten — verschloß sich mit ihnen in sein Cabinet — gieng aus, kam wieder — und war so ganz Geschäftigkeit, daß Wilson keinen Gesellschafter hatte, als sich selbst. Ein betrübter Gesellschafter! So voll Grillen — und abwechselnder Angst und Entzückung, als eine Braut am Hochzeitabend.

Er hatte so eben aus hunderterley Entwürfen das traurige Facit gezogen, daß Klärchen nicht für ihn bestimmt sey, als Montford mit Herrn Neuton

hereintrat.

hereintrat. Neuton umarmte den bestürzten Wilson als eine Bekanntschaft, die man zurückgestossen hat, und nun wieder an sich ziehen will, ohne durch einen weitläufigen Wörterprunk einen Zwischenraum zu bemänteln, den man so gern durch Vergessenheit austöschten möchte. Montford zog ein Papier aus der Tasche und gab es an Wilson. "Ihr Schicksal" sprach er, "und ihre Liebe haben mich beunruhigt und beschäftigt. Ich bin so glücklich gewesen, ein Mittel aufzufinden, das Ihre und meine Arurthe hebt. Dies einzige bedaur ich, daß so gar wenig Aufopferung von meiner Seite dabey ist."

Das Papier enthielt die testamentarische Verfügung des Montfords, daß Wilson der Erbe seines ganzen Vermögens und der Auspender einiger milden Stiftungen seyn sollte, wodurch Montford auch nach seinem Tode noch wirksam und wohlthätig blieb.

"Ich habe keine nahe Verwandten, setzte Montford hinzu, und die entfernten, die mir noch übrig sind, haben zu wenig Bedürfnisse, um sich zum mindesten bey meinem Tode aufrichtig freuen zu können. Sie, Wilson, sind der Freund meines Herzens;

zens; und Klara soll meine Wärterin seyn, wenn sich mein kraftloses Alter zum Sterben anschickt. — Herr Neuton willigt auf meinen Rath in Ihre Verbindung.“

„Und das von ganzer Seele“ sprach Herr Neuton, dem das Wasser in die Augen trat. „Durch Ihre Fähigkeit sich zu verläugnen, Ihre Leidenschaft zur Triebfeder der Thätigkeit umzukommen, und das Unglück wie ein Mann zu tragen, haben Sie das Mädchen verdient. Hätten Sie den Grad der Klugheit und des Muths gehabt, der nöthig gewesen wäre, um Ihre Liebe in sich zu verschließen, bis Sie sich nur eine günstigere Aussicht und mehrere Fähigkeiten erworben hätten: so hätte ich nie gehandelt, wie ich gehandelt habe. Herr Montford nehme sein Testament zurück; und Sie sind und bleiben mir ein willkommenes Schwiegersohn. Ich werde bemüht seyn, Sie in solche Verhältnisse zu setzen, unter welchen Sie den Mangel des Vermögens durch Fleiß und Talente verbessern können.“

Wilson taumelte von Neuton zu Montford, und von Montford zu Neuton. Eine Umarmung, — ein Händedruck — ein abgebrochenes Dankwort

nach

nach dem andern; und so ward er in den Wagen gehoben, der vor der Thür in Bereitschaft stand, um diese glückliche Gesellschaft in das Haus des Herrn Belhams zu der armen, angstvollen Klara zu bringen. Wilson hieng an ihrem Halse ehe sie's wagte, solch eine Erscheinung zu träumen. Neuton fügte Hand in Hand, und gab seinen Segen.

Diese Liebesgeschichte endigt sich, wie die meisten Liebesgeschichten — zumal in Büchern! — mit einer glücklichen, halb paradiesischen Verbindung. Das Rosenband steht noch in seiner Blüthe. Einst, wenn es zerrissen wird; oder — was Gott verhüte! wenn es allmählich verwelkt: so freue sich Klärchen und Wilson daß sie frühzeitig zu dulden gelernt haben. Montford schläft. Von dankbaren Händen sind seine Augen zugeedrückt; und sein Todestag wird jährlich mit Thränen, Gebet und Wohlthun auf seinem Grab gefeyert.

„Dicht neben ihm sey mein Grab!“ spricht der alte Neuton, wenn er an seinen letzten Tag denkt. „Ich möchte diesen Edlen gern zuerst sehen, wenn wir einst zusammen erwachen.“

V.

Auszüge und Fragmente.

I.

Charlatanerien

von
Kranz.

Busenfreunde. Es gehört zu den nothwendigen Charlatanerien in der großen Welt, daß so ziemlich ein jeder seinen Busenfreund habe. Die warme Sprache der neuern Dichter erfand diesen Ausdruck, der noch kein Mannsalter erreicht hat, und an der Stelle des Herzensfreundes gesetzt ist, welcher letztere ein uralten Zeiten bloß ein guter Freund war, der nun gar nicht mehr als bloß im uneigentlichen Verstande gebraucht wird. Denn, guter Freund! sagt man jetzt sehr oft, wenn man aus Ueberfülle einer mitleidigen Verächtlichkeit jemanden über seine Seetenschwäche das Kompliment "daß er ein leichtgläubiger Narr sey" versüßern will. Bloß in der dritten Person ist es noch gebräuchlich, wenn man sich

der

der nähern Vertraulichkeit mit einem Manne kühmen will, den man kaum kennt, zu sagen: Er ist mein guter Freund. — Auf solche Weise wird der gute Freund gebraucht, aber mit dem Busenfreunde hat es eine andere Bewandniß. Dieser gilt unter Leuten, welche mit gesammter Hand eine Spitzbüberey ausüben wollen, oder sonst ihr gemeinschaftliches Interesse inter pares haben. Alles läßt sich nicht so durch eigene Kraft ausführen, und dieserhalb muß man so feine Leute haben, mit denen man sich versteht, und wo eins des andern Absichten befördert, als welches die eigentliche Busenfreundschaft ausmacht, welche in allen Ständen statt findet. Wer übrigens in einem noch eigentlichern Verstande der Busenfreund einer schönen Dame ist, vorausgesetzt, daß solche in den jetzigen nahrlosen und magern Zeiten einen Busen von Extraction hat, der pflegt zugleich auch ein Freund des Hauses zu seyn; wobey aber zu merken ist, daß man einen sehr guten Magen haben muß, um ohne die allerkräftigsten Stomachalien, so einen Freund des Hauses verdauen zu können.

Charakter. Weise und geschickte Leute geben
bisweilen

bisweilen mit ihrem Charakter eben so geheimniß-
 voll zu Werke, wie manche mit ihren Reichthümern,
 welche sorgfältig verborgen werden, um sie zu rech-
 ter Zeit zu nutzen, nicht aber damit zu prahlen.
 Narren kramen beydes gern aus, und lassen dadurch
 ihren Charakter eben so wohl als ihr Vermögen von
 andern nutzen. Wer klug ist, wird nicht voreilig
 sehn, den Charakter eines andern klugen Menschen
 frühzeitig zu beurtheilen. Der auf seine Scharf-
 sinnigkeit eingebildete Thor urtheilt geschwind, und
 betrügt sich immer. So lange ein gescheiter Kopf
 keine weitere Absichten hat, macht er aus seinem
 Charakter, sonderlich wenn er lustig und gutherzig
 ist, kein Geheimniß, und ein offener Charakter
 auch wenn er unruhig, und mit jedermann Handel
 zu suchen scheint, ist nie gefährlich, sobald er sich
 aber in eine Franziskanerkutte verbirgt, muß man
 sich vor ihm hüten. Es giebt eine Menge Menschen
 ohne Charakter; wer aber einen Charakter hat,
 wird unter demselben vor seinem Ende selten anders
 als schief beurtheilt werden. Das Bestreben der
 meisten, die der Welt einen Charakter vorgaukeln
 wollen, ist eine Charlatanerie, womit sich nur die
 Einfältigen

Einfältigen betrügen lassen — — der Vernünftige
 denkt sein Theil.

Edelmut, ist eine wahre Schönheitsquelle für
 die Sittenlehrer, wenn sie ein herrliches Ideal von
 Menschenwürde — aus dem ewigen Leben entwer-
 fen wollen. Edelmut, gilt auch, dem Himmel
 sey Dank! noch immer auf dieser Welt, und ist
 sehr diensam, einen kleindenkenden grossen Mann
 damit zu besetzen, wenn, was recht und billig ist,
 ohne Bestechung nicht von ihm zu erhalten steht.
 Wie sich die Armuth freut, wenn man ihr mit mild-
 reicher Hand giebt, was sie nicht hat, so freut sich
 mancher armiselige Mäcen, wenn man ihm mit dem
 Weyhrauch von Edelmut die Nase einräuchert,
 voll innigen Gefühls seiner Dürftigkeit, und daß
 so ein Schatz, als der Edelmut im Menschen ist,
 nie in seinem armen Herzen erfindlich war.

Ergebenheit, dankbare Ergebenheit, wird bey
 Anfertigung eines teutschen Wörterbuchs nicht zu
 vergessen gebeten. Unter der Zahl der Tugenden
 ist das immer ein sehr wichtiger Artikel, ohne dem
 der gute Briefstyl einen wesentlichen Zierrath ver-
 lieren würde. Im gemeinen Leben kan man dieses
 Dinges

Dinges schon eher entbehren, und das ist auch recht gut, weil man sich andernfalls gar sehr bezürnen würde, wenn man sich auf die Charlatanerie der Ergebenheitsversicherungen sonderlich verlassen wolste. Wem übrigens mit dieser Waare gebient seyn möchte, dem kann ich mit einer Menge Ergebener Diener ausbelfen, ich darf sie nur von Briefen solcher Leute abschneiden, die mich zu ihren ergebenen Diener machen wolsten, indem sie mir versicherten, daß sie die meinigen wären. Wer selste wohl nicht in demselbigen Fall seyn von dergleichen Charlatanerien selbst ein gutes Magazin zu besitzen, ohne darauf den mindesten Werth zu legen.

Zauskrenz, werden diejenigen vom schönen Geschlecht genannt, welche bis zur Würde der Ehegenossinnen hinauf avanziert sind. Unter dem Worte Kreuz pflegt man sich immer die allerbittersten Leiden zu gedenken, und weil nach der Aussage geplagter Ehemänner, die Weiber immer das allergrößte Herzeleid sollen zufügen können, so scheinen sie dadurch den Titel des Hauskreuzes an sich gebracht zu haben. Wenn diese Behauptung allensfalls nicht ganz ohne Grund seyn sollte, so möchte's mit

mit aller gepriesenen ehelichen Glückseligkeit,*) so wie wir solche in Hochzeitgedichten abgemalt finden, wohl größtentheils ein Haufen Charlatanerie seyn.

Ohrenbläserey, ist eine Staatsmaxime vieler Subalternen, wodurch sie sich bey ihren Obern besser konserviren, und leichter zum Avancement und Gehaltszulagen empfehlen, als durch Dienst-eifer und patriotisches Bestreben, um dadurch die wahre Bestimmung ihres anvertrauten Postens zu erfüllen. Nach der alten Mönchsregel: *Fac officium tuum taliter qualiter et sta bene cum domino Priore* *); ist es immer zum Dienst hinreichend, die Komödie des Mannes nach der Uhr zu spielen, seine Horas zu rechter Zeit, und bloß mit der Kehle zu singen, ohne die Gedanken und den Verstand dabey zu inkommodiren; wenn man übrigens nur mit dem Herrn Prior gut steht, so wird mans immer weiter bringen, und sich zuverlässiger konserviren, als durch das miserable Verdienst der Treue, der Unbestechbarkeit, des Fleißes in Thatsachen, oder gar durch das anstößige Verdienst, etwas mehr Kopf zu

*) Auf deutsch: Begnüge dich an dem Schlenbrian, und sey nicht klüger wie deine Kollegen; aber halte dir deinen Vorgesetzten zum Freunde.

zu haben, als unter einer Bande Esel zu haben erlaubt ist. Es sind verschiedene Mittel und Wege, es dahin zu bringen, daß man mit dem Prior gut steht. Ist er geizig und habfüchtig; so theilt man mit ihm, wenn Beute gemacht wird, oder man versteht das Amt seines geheimen Zollnehmers, falls der Prior so gewissenhaft ist, daß er nicht selbst am Zoll sitzt, oder bey milder Skrupulosität weist man dem betrachteten Klienten die Thür nach des Herrn Priors Küche, Weinkeller, Vorraths- und Schatzkammer. Ist er verliebt; so kann man sicher den Kuppler machen, ihm dann und wann ein Amusement zuführen, und während der Herr Prior in der Handlung begriffen ist, die stumme Person einer Schildwache spielen, um allen unzeitigen Uebersall zu verhüten, damit Sr. Hochwürden in ihrer Deklamation nicht unterbrochen werden, und keinen Schrecken davon tragen mögen. Ist der Prior ehrgeizig; so muß der Mönch vor ihm kriechen, um Kraft zu erhalten, gut und fest bey ihm stehen zu können; und ist er ein altes Weib, welches bey Prioren wohl der Fall am häufigsten seyn dürfte, so muß man ihm Neuigkeiten zutragen, fleißig rap-

portiren,

portiren, von einem jeden, dem der Prior nicht gut ist, böses reden, und solchergestalt Ohrenbläserey treiben, — und das müßte in jedem Fache ein dummer Mönch seyn, der auf solche Weise nicht eher befördert werden sollte, als seine bessere Kollegen. Ohrenbläserey rekommandirt gewissermassen noch mehr, als die Kunst den grossen Jungen zu machen, und des Priors rechte Hand zu seyn — ohne welche der Prior nicht würde Prior seyn können. Freylich bedarf ein grosser Theil der Prioren ein solches eben so geheimes als unentbehrliches Staatsmeuble, um bey Ermangelung eigener Seelenkraft mit dem Verstande eines andern zu glänzen. Es ist nun einmal in der Welt nicht anders. Der eine treibt Staat, hält Equipage und giebt Feten, wozu ihm der Jude das Geld vorschiesst; der andere läßt als geweihter Ehemann taufen, weil er einen gewiegten Hausbanquier an der Hand hat, welcher für die Ehre des freyen Zutritts den Zeug zur Posterität liefert, und der dritte paradirt als Prior, weil ihm ein anderer guter Kopf seinen Verstand leiht, um dem Priorate Ehre zu machen. Alle drey Lieferanten sind unentbehrlich, um durch die

die

die Welt zu helfen! aber diese unentbehrliche Leute sind auch oft überaus lässig. Der Jude — wenn er nach vollendeten Feten von dem vornehmen Schuldner sein vorgeschossenes Geld, oder seine Prolongationsgebühren verlangt. Der chrliche Substitut — wenn er aus einem Freunde der Herr des Hauses zu werden anfängt, und mit Hülfel der Dame den gekrönten Ehemann zur offenbaren Null herabsetzt. Der Nothhelfer eines Priors in Verstandes-, Seelen- und Amtsnöthen, der oft noch schlimmer tyransirt, als ein Weib, das alles zu ertragen und zu erschmeicheln versteht. Alle dergleichen unentbehrliche Geschöpfe, wenn sie ihre Wichtigkeit nutzen, können zu ihrem eigenen Besten auch viel ausrichten, aber diese Mittel, gut zu stehen, sind doch mißlich. Denn wenn das Joch der Unentbehrlichen zu schwer wird, so wirft man es bisweilen ab; aber ein geschickter Ohrenbläser steht nicht allein gut, sondern auch fest, und gerade daraus folgt die andere Staatsmaxime, daß man sich zuvörderst nach dem recipirten Ohrenbläser des Priors erkundigen, und den gewinnnen muß, bevor man von dem Prior selbst etwas suchen

suchen will. Das Ding geht ganz natürlich zu. Wenn ich von jemand was haben will, so muß ich's ihm sagen, und wenn ich einem Prior etwas sagen will, so muß er mich hören. Weil aber nach dem Schöpfungsinstitute, ein jeder nur mit den Ohren hören kann, so muß ich schlechterdings wissen, wo das Ohr eines Priors anzutreffen ist, und die Erfahrung lehrt, daß sich solches mehrertheils in fremden Händen befindet. Der Sprachgebrauch bringt es so mit sich, daß bey geringer Aufmerksamkeit da bald hinter zu kommen ist, wo man das Ohr desjenigen zu suchen hat, bey dem man seine Nothdurft vortragen will. Das ewig schwazende Gerücht sagt's von Haus zu Haus: der hat das Ohr des Fürsten, — dieser hat das Ohr des Ministers, — jener hat das Ohr, — Gott weiß wer? Man versteht sich's von selbst, daß ich mich an den Mann nicht selbst zu adressiren brauche, von dem ich etwas verlange, sondern an den, welcher der Depositenvendant oder Administrator seiner Ohren ist. So ein Mann treibt das Metier, Ohren zu administriren, kunstmäßig, und weiß, was sie vertragen und nicht vertragen können. Ich will

will jetzt nicht das ganze lange Kapitel der Ohrenwirthschaft abhandeln, und gerade nur so viel anmerken, daß die Charlatanerien der Ohrenbläserey, — die Kunst, Ohren zu kitzeln, wenn sie jucken, — und die Politik, sämtlichen Inhabern fremder Ohren, wenn die deponirte oder administrierte Ohren von Extraktion sind, mehr Nutzen schaffen, als die Realitäten solieder Kenntnisse, und des warmen Gefühls für alle Sorten patriotischer Tugenden; und daß mancher im dunkel vergrabene nugbare Mann mit all seiner Geschicklichkeit nicht im Winkel versteckt bleiben würde, wenn er anstatt anderer Wissenschaften, sich mehr das Ohrenstudium eigen gemacht hätte. Sollte die Kunst der Ohrenbläserey, und überhaupt die ganze Staatsökonomie der Ohren, wie leicht möglich ist, einmal systematisch abgehandelt werden; so dürfte sich mancher darüber hinter den Ohren kragen, wenn er merkt, daß er so lange ohne Ohren herumgelaufen ist, während ein anderer in Possession war, damit sein geheimes Kommerzium zu treiben.

Treue, Weibertreue, hat heut zu Tage den Kredit eines ehelichen Geschlechts, worauf sich im vorigen

rigen Jahrhundert schon noch was borgen ließ. Dermalen spricht alles von Hypothek, weil selbst auf Brief und Siegel nicht mehr so viel gebaut wird, wie ehemals aufs bloße Wort. In gleichem Verhältniß steht:

Tugend und Unschuld, welche, wie viele das vor halten, der Vogel Phönix der Alten seyn soll, der seinen Flug nach andern Regionen genommen hat, und unter uns nur noch in alten Geschichten existirt. Bey den alten Deutschen wurde ein deutsches Weib, die ihre Jugend verläugnet, und ihrem Manne eine Untreue begangen hatte, nackend durchs ganze Dorf gepeitscht. In unserm sanften Zeitalter wird um solcher Kleinigkeiten willen an kein Auspeitschen aus den besten Gesellschaften mehr gedacht, um der Forsten zu schonen, die sonst auf eine Ungeheure Weise ruinirt werden würden.

2.

Fragmente über Minorca.

(Aus den Briefen eines hannöverschen Feldpredigers.)

Die Minorkaner verstehen die Kunst bey wenigem sehr

sehr fröhlich und vernügten Muths zu seyn. Kostbare Cassereyen findet man bey ihnen gar nicht. Wenn sie des Tages über gearbeitet, so macht die Zither und ein paar Cassanetten des Abends ihr ganzes Vergnügen aus. Die zu öffentlichen Vergnügungen bestimmten Zeiten sind die Carnevalszeit, der Johannis-, Petri- und Jakobitag. Das Vergnügen des Carnevals bestehet in Verkleidungen und Bällen. Das gemeine Volk läuft so gar bey Tage verummummet und verkleidet mit der Zither auf den Straßen und Wegen herum, und selbst alte Mütterchen sieht man hier die Thorheiten der Jugend mitmachen. Die Vornehmen verkleiden sich gegen Abend, und gehen gemeiniglich, so wie auch die Gemeinen, von einem Hause zum andern, wo sie nur den Ton der Zither hören, tanzen einige Fandango, und gehen sodann weiter.

Die übrigen Lustbarkeiten der Minorcaner haben mir überaus wohl gefallen, und scheinen ein sehr unschuldiger angenehmer Zeitvertreib zu seyn. Dahin gehört das Boortrennen am St. Petritage. Dies ist eine gar trefliche Übung der Seeleute. Es werden nämlich einige Boote mit junger wohlgeschmückter

schmückter Mannschaft ausgerüset. Diese rudern mit grosser Geschwindigkeit auf das gegebene Signal nach einem gewissen Ziele zu, die Magistratspersonen sind dabey selbst gegenwärtig, und erkennen den Siegern den Preis zu; welche sodann mit grossem Freudengeschrey vom Volk, und besonders von ihren Verwandten am Ufer bewillkommet, und nach Hause geführt werden, und hier ist man bey einer geringen Bewirthung ausserordentlich vernügt. Der Preis, der ihnen zuerkannt wird, ist an sich sehr gering, etwa ein silberner Löffel, oder etwas ähnliches. Allein es ist unglaublich, wie sehr sich jedermann bey der Sache interesirt, und an dem Vergnügen Theil nimmt. Damit ist zugleich eine andere Lustbarkeit verbunden. Es wird nämlich an einem Schiffe ein mit Fett beschmierter horizontal liegender Mastbaum befestigt, an dessen Ende ein mit vielen Bändern ausgestirter Hut flattert. Hier versammelt sich nun ein grosser Schwarm munter halbnackter Knaben, und besteigen diesen Baum, um die schöne Beute zu erlangen. Wie geschickt sie auf demselben zu balanciren wissen! Doch es kostet erst manchen Gang, ehe irgend einer so glücklich

ist,

ist, und das Ziel erreicht. Hier purzelt schon einer und plumpt tief ins Wasser. Aber da zeigt sich der kleine Taucher schon wieder, und schwimmt aus Schiff; da ist ihm nun das Hinaufkommen ziemlich schwer gemacht, denn man hat die gewöhnlich am Schiffe befindliche Leiter weggenommen und kaum kann er das Strick erreichen, um sich herauf zu schwingen. Unterdessen pflegen einige andere Knaben ihre Geschicklichkeit im Schwimmen zu zeigen. Jener legt sich auf den Rücken, und liegt ganz ruhig auf dem Wasser, oder rudert langsam fort. Dieser bewegt nur eine Hand, und hält sich dennoch über Wasser. Hier taucht einer ganz unter, macht sich ziemliche Zeit unsichtbar, und kommt in einer guten Entfernung wieder aus dem Wasser hervor. Diese Lustbarkeiten werden gegen Abend mit einem Ball beschloffen. Dazu wählt man irgend einen offenen Platz in der Stadt; hier macht man ein großes Freudenfeuer, und das Volk versammelt sich bey demselben. Die Frauenzimmer setzen sich auf Bänken nieder, die Zither wird zur Hand genommen, und nun wird jeder Tanz durch den Ausrufer dem Meistbietenden käuflich überlassen. Dafür hat

der

der Tänzer das Recht, so lange den Fandango mit dem aufgeförderten Frauenzimmer zu tanzen, als er will. Dieser Tanz ist eine sehr einfache Bewegung, wobey man mit den Castanetten in beyden Händen nach dem Takte schlägt. In Ermangelung derselben werden auch Knippchen geschlagen. Das Geld, so aus dem Ball gelöst wird, ist ein Gewinnst für den Heiligen, dessen Fest gefeyert wird. Eine artige Manier Geld zu verdienen. Allein dergleichen Arten Geld zu gewinnen, findet man unter den hiesigen Mönchen mehrere. Am Johannistage wird ein Wettrennen mit Pferden und Maulthieren angestellt, es folgen ihnen zu Zeiten einige Sackesel, um die Sache desto komischer zu machen, und diesen bindet man wohl gar einen Strohhalm auf, wobey das Volk in lautes Gelächter ausbricht. Das Wettrennen zu Citadella hat das besondere, daß man dabey nach einem Ringe wirft, den man zu treffen sucht, wodurch es einem Carousselreiten ähnlich wird. Auch pflegt man sich hier mit der Schleuder zu üben. Bey allen diesen Lustbarkeiten wird alles durch die Magistratspersonen angeordnet, und von ihnen der Preis zuerkannt. — Ein Ball von

der

der Art, als erwähnt ist, ist allemal der Beschluß einer solchen Feyerlichkeit, und dieser dauert die ganze Nacht. Die Musik zu einem Fandango auf der Guitarre, ist sehr sonderbar, und allemal aus einem Molltone, wodurch sie eine besondere Zärtlichkeit auszudrücken scheinen.

— Die Nation ist größtentheils zu arm, um kostbare Kunstgärten anzulegen, und die begüterten wenden wenig an diese Art des Vergnügens. Da das Erdreich sehr feucht ist, so nutzt man die wenigen Plätze, die man zu Gartenland zubereitet, aufs sorgfältigste, um einige Gartenfrüchte zu erzielen. Die einzige Zierde, die allen minoritanischen Gärten eigen, ist ein Säulengang, an welchen sich die Weinstöcke hinauffschlingen, und einen angenehmen Schatten geben. Sonst aber ist jedes Plätzchen genutzt, und man findet kaum einen schmalen Fußsteig, wo man hindurch kriechen kann. Eine unentbehrliche Nothwendigkeit in jeglichem Garten, ist das sogenannte Persianrad, vermittelst dessen aus einem tiefen Brunnen Wasser geschöpft, und der Garten bey dürrer Witterung gewässert wird. Zu dem Ende ist der Garten mit Kanälen und Kanten-

nen, die aus Cantonssteinen gehauen werden, durchzogen, und die Gewächse werden alle in Furchen oder Reihen, wie bey uns die Kartoffeln und der weiße Kohl gepflanzt, damit das Wasser in solche Furchen einbringe. Das Persianrad ist eine sehr einfache Erfindung. Es besteht aus zwei Rädern, deren eins ein Kamrad ist, an welchem der Baum befestigt ist, den ein Esel, in einem Kreise, mit verblendeten Augen, aus freyem Triebe, ohne Treiber herumzieht. Das andere Rad hat eine Flechte oder Kranz von Myrrthen, deren eines Ende tief hinunter ins Wasser reicht. An dieser Flechte sind in abgemessener kleiner Entfernung Wasserkrüge befestigt, welche, wenn sie unten hinkommen, das Wasser von selbst einnehmen, und wenn sie bis auf die Höhe des Rades kommen, selbiges von selbst in eine Kanne ausschütten, von da es in ein viereckigt Bassin läuft. In demselben stehet das Wasser oft sehr lange, und wird in Vorrath geschöpft, damit es zu keiner Zeit, daran mangelte. Auch pflegen die Wäscherinnen hier ihre Wäschstellen zu haben. Allein das lange Stehen dieses Wassers verursacht einen unangenehmen Geruch, und macht, daß sich die

Frösche im Sommer herziehen, welche sodann ein unaufhörliches Sequacke verursachen. Die Fruchtbarkeit der Erde und grosse Kraft der Vegetation ist hier ausserordentlich. Man braucht wenig Dünger. Diesen muß der geschäftige Esel in Körben nach den Gärten tragen; so wie überhaupt alles auf Eseln und Maulthieren, wegen Unbrauchbarkeit der Wege fortgebracht wird. Welch einen reichen Vorrath von Gewächsen und Früchten dieser Insel in jeder Jahreszeit liefert, davon kann man sich nicht besser überzeugen, als wenn man den schönen Krautmarkt zu Mahon sieht, welcher unter einem darzu eigentlich errichteten Gebäude, das aus lauter Schwibbogen und Pfeilern besteht, gehalten wird. Hier fehlt es nie an den wohlschmeckendsten Früchten, selbst mitten im Winter nicht. Ich habe es nicht so sehr bewundert, daß man selbst im Winter in den Gärten Früchte zieht, als vielmehr, daß die Einwohner bey der Bestellung ihrer Gärten eine solche Einrichtung treffen, daß sie auch bey der größten Sonnenhitze, wenn doch alles Gras ganz dürr und weik wird, noch Gewächse und Früchte haben. Allein der gütige Schöpfer hat auch für die heißen

Himmels;

Himmelsgegenen gesorgt, und ihnen solche Früchte mitgetheilt, die das Blut während der Hitze kühlen und erquickern, und die Kunst der Menschen weiß auch diese durch geschickte Wartung zu erzielen.

Die Art, einen Todten zu begraben, ist in der That sehr sonderbar. Man hat nämlich in den Kirchen grosse ausgehölte Behältnisse, worauf ein grosser Stein zum Deckel liegt. Dieser wird, so oft Jemand stirbt, eröfnet, und der Leichnam, welcher in einem offenen zum allgemeinen Gebrauch bestimmten Sarge liegt, aus demselben ohne weitere Umstände in die Gruft zwischen die übrigen mordernden Gebeine geworfen, und etwas Kalk eingesireut, um die Verwesung desto eher zu beschleunigen. Wie sehr ungesund dadurch die Luft in den Kirchen werde, ist leicht zu begreifen. Man findet hier auch noch die bey den Orientalern übliche Todtentlage; man wundert sich nicht wenig über das Geschrey, und die kläglichen Stellungen der Verwandten und Nachbarn bey einem Sterbefall.

Die Mönche treiben ihren Gewinn damit, daß sie den Leuten kleine Lappen, worauf das Marienbild steht, verkaufen, welches jeder Minoraner

an

an seinem Leibe trägt, und sich dann vor allen Gefahren sicher zu seyn glaubt.

In den Klöstern wird noch eine alte scholastische Philosophie gelehrt. Als ich in das Augustiner Kloster zu Citabella kam, sah ich hier verschiedene Mönche und ihre Schüler in den Gallerien spazieren, und mit vieler Hitze und Gestikulationen einander zuschreyen. Ich fragte den Prior um die Ursache. Dieser sagte mir, daß disputirt würde. Ich war neugierig, eine solche Disputation dieser rohen Peripatetiker anzuhören. Es wurden also ein Paar junge Disputanten nebst ihrem Präside herbeigerufen, und da war denn die Frage, worüber so gekantet wurde, an *per ideas claras in errorem induci possimus?*

In der Palmwoche hauret man einige Nester von den Hin und wieder auf der Insel zur Zierde der Gärten gepflanzten Palmbäumen, und mit diesen treiben die Kinder ein Spiel, welches eben nicht sehr sanfte Gesinnungen einflößet. Sie schlagen nämlich immer damit auf die Erde und sagen, daß sie den Judas schlugen, weil dieser Christum gekreuzigt, und damit pflanze sich zugleich eine heimliche

Abneigung

Abneigung gegen die Juden ein. Eine Spur von vorigen Zeiten, in denen sie unter spanischer Boshämigkeit standen, und eine Inquisition hatten. Ehedem hat man die Juden hieselbst sehr verspottet und insultirt. Sie sind aber jetzt vor allen Insulten sicher, da sie das englische Gouvernement schützen, und sich durch den ausbreitenden Handel solche wie drige Gesinnungen gegen fremde Religionspartheyen von selbst allmätig verlieren.

Die Abende und Nächte im Frühjahr, Sommer und Herbst sind hier außerordentlich schön, und eine rechte Erquickung nach einem schwulen Tage; doch ist in den Häusern des Nachts heißer und schwuler, weil sich der Wind gegen Abend legt, die Hitze in den Zimmern ist, und den Schlaf oft sehr hindert; daher genießen die Minorcaner sehr lange in freyer Luft den kühlen Abend, nehmen ihre Guitarren zur Hand, und tanzen einen *Fandango*. Die jungen Leute bringen ihren Schönen eine Serenade, und ermüden ihre schreyende Kehle, und herzbrechende Zither spät in die Nacht.

Der Nordwind führet im Winter eine so durchdringende Kälte mit sich, daß wirs nöthig finden,

und

uns bey dem Kamin zu erwärmen. Die Minorcaner aber, selbst Vornehme, sollten sie auch noch so sehr frieren, gehen nicht von ihrer alten Gewohnheit ab, und behelfen sich mit einem messingernen großen Kohlbecken, welches sie mitten in die Stube setzen, und wobey sich die ganze Familie wärmt. Diese Kohlen geben aber natürlich einen sehr ungesunden Dampf. Die Kamine, die die Vornehmern haben, sind also nur zur Parade, und wenn sie ja einmal Feuer anmachen, so geschieht solches bey besondern Gelegenheiten, und das ist ihnen ein rechtes Fest.

Pferde sind hier rar, und diejenigen, die man noch findet, werden bloß zum Vergnügen und Ausreiten gebraucht. Es ist allemal der Mühe werth, einen minorcanischen Pächter zu sehen, wenn er des Sonntags auf seinem spanischen Gaul, mit einem runden Hut, schwarzen Mantel, ledernen Kamaschen und Sporen, zur Kirche reitet. Esel und Maulthiere sind indeß weit brauchbarer, weil man mit ihnen auf den felsigten Wegen durchkommen kann, wo man mit einem Pferde nie hinzugehen würde. Sie sind daher auch sehr theuer. Ein
gutes

gutes Maulthier ist nicht unter 100 Rthlr. zu haben. Die Landleute ziehen sie selbst zu.

Im Monat März pflegt es die Beschäftigung der Landleute zu seyn, die etwas hinfälligen Mauern umzulegen, und das vom Winde hineingewehte Erdreich sorgfältig herauszusuchen, und auf ihre Hecker zu bringen. Solche Mühe geben sich die Minorcaner ihren Felsen fruchtbar zu machen. Wie wäre es möglich, ihnen da noch zur Last zu legen, daß sie faul und träge sind. Mich deucht, die Beschaffenheit des minorcanischen Bodens führt auf die Auflösung der Frage, warum Palästina jetzt so unfruchtbar ist, da es ehemals so gesegnet war. Palästina besteht aus einem ähnlichen Boden. Wenn der Wind das Erdreich verweht, so bleibt der kahle Felsen, und es wächst fast nichts. Es darf aber nur der Fleiß der Einwohner ein bißchen Erdreich hinführen, so ist die Fruchtbarkeit außerordentlich.

Ein Beweis von der grossen Vegetation hier selbst ist der, daß die Feigenbäume, die bey uns des Winters so sehr geschützt werden müssen, hier selbst in alten Gemäuren wachsen. Ich habe auch in Gärten doppelte Levkojen aus der Wand hervorkommen sehen. Die

Die Bäuerinnen auf dem Lande haben mit den Arbeiten in den Gärten, Feldern und Weinbergen nichts zu thun. Das Melken thun die Mannspersonen. Für die Frauen gehört das Großziehen des Geflügels und des Viehes, und die Besorgung der Milch. Die Milch wird durch die Blumen der Artischocken und Wasser zum Gerinnen gebracht. Die Butter wird mit den Füßen getreten. Man zwingt durchs Feuer oft eine zweyte schlechtere Butter heraus. Der Käse hat einen besonders starken Geschmack, und die Genueser kaufen ihn gern.

Die Schalen von Schildkröten braucht man wohl als Mollen, um das Vieh daraus zu futtern.



VI.

Briefe.

Briefe eines Iroquesen aus Paris. *)

I.

— — Gleich nach meiner Ankunft zu Orient führte mich mein Schiffskapitain in eins der besten Gasthöfe. Kaum hatte man erfahren, daß ein amerikanischer Kaper angekommen sey, als alles herbeylief ihn zu sehen und zu sprechen. Man fragte viel nach Neuigkeiten aus Amerika. Ich hörte aufmerksam zu, als es einem älterhaften Mann in der Gesellschaft einfiel, mich zu fragen, ob ich einer der amerikanischen Deputirten sey. Ich verneinte solches, und mein Kapitain setzte hinzu, ich wäre der Sohn eines Oberhauptes der Iroquesen, und hätte die Reise nach Europa angetreten, um besser und weiser zu werden. Nun starrten mich alle Augen an, und Jeder murmelte! Der Mensch hat

*) Lettres Iroquoises. Londres, au berceau de la vérité. 1781.

hat gar kein irokessisches Ansehen, er sieht vollkommen wie ein Franzose aus. Ein junger Mensch, fragte, ob man auch in meinem Vaterlande französisch rede. Nein, antwortete ich, aber ich habe Ihre Sprache in Quebek erlernt. Sie sprechen sie, erwiederte er, sehr gut, und man könnte Sie wohl für einen gebornen Franzosen halten. Ich gestehe dir offenherzig, daß ich nicht wenig verlegen ward, denn ob ich gleich gewohnt war, mit dir französisch zu reden, so verstand ich doch nicht alle Fragen, die man an mich that, und die mit einer solchen Geschwindigkeit an mich ergiengen, daß eine nicht die andere abwartete. Vier bis fünf Personen redeten auf einmal. Ich antwortete, so gut ich konnte, obgleich ich nicht immer verstand, was sie sagten.

Da unser Schifskapitain Briefe an D. Franklin hatte, so schlug er mir vor, gleich den andern Tag mit ihm nach Paris zu gehen. Ich nahm den Vorschlag an, und wir giengen mit der Deligence nach Paris ab. Unsere Reisegefährten waren: ein französischer Raper, ein abgedankter Offizier, ein Offizier von der Flotte, und ein kleiner Abbe. Raam
waren

waren wir zwey Stationen gefahren, so schien es als hätte sich unsere Gesellschaft schon lange gekannt. Als ein Fremdling that ich viele Fragen, die man zu beantworten die Güte hatte. Ich gestehe dir, daß ich alle Ursach habe die Höflichkeit der Franzosen zu loben; die ich hier gesehen habe, sind denen in Canada weit vorzuziehen — kurz, wie ich sie hier kenne, eine liebenswürdige Nation; und nach dem ersten Anblick zu urtheilen, in ihrem eigenen Lande nicht das, was sie außer demselben sind.

Unsere Unterhaltung im Wagen, so wie die Empfehlung, die drey meiner Reisegefährten nach Paris hatten, waren zu sonderbar, als daß ich sie dir gänzlich vorenthalten sollte, da du sie hoffentlich eben so lustig finden wirst, als ich.

Ich will mit dem abgedankten Offizier anfangen. Er schien über vierzig Jahr zu seyn, trug das Ludwigskreuz, hatte, wie er sagte, seit seinem vierzehnten gedient, den letzten Krieg mitgemacht, und war mit dem Frieden verabschiedet worden. Er hatte in Canada unter unserm Freund und Bruder Montcalm gedient, und war bey dem Angriffe des Lagers zu Carillon verwundet worden. Er war

mit in dem Treffen, wo der tapfere Montcalm blieb, und erzählte uns mit nassen Augen die Wunder der Tapferkeit, die dieser große General that, als er zwey tödtliche Schüsse erhielt, welche die gänzliche Niederlage der französischen Armee verursachten, und dem betrübten Canada seinen Vater und Besreyer raubten. Ich hörte mit unendlichem Vergnügen einem Manne zu, der unser Land vollkommen kannte, und den Muth und die Entschlossenheit unserer Trojesen hochzuschätzen schien. Er endigte damit, daß er uns sagte, er gieng nach Paris, um auß neue Dienste zu nehmen, weil er gehört, man wolle Truppen nach Nordamerika schicken. Der Kaper fragte ihn, ob er auch wisse, an wen man sich wenden müsse, wenn man Dienste erhalten wolte. Ich denke an den Kriegsminister, war die Antwort des Offiziers. Nein, erwiederte jener, an einen gewissen Chevalier von Beaumarchais, der den Auftrag hat, Bestellungen für diejenigen auszufertigen, die sich dem Dienste der vereinigten Staaten in Amerika widmen wollen. Er untersucht auch die Fähigkeiten derer, die sich bey ihm um Dienste melden. Ich kenne ihn nicht, sagte unser

Offizier;

Offizier; vermuthlich ist er einer unserer ersten Generals? Nichts weniger, erwiederte der Kaper, er ist der vom Congress anerkannte Agent; der rechte Arm des Seeministers; der Rathgeber des D. Franklin; der Autor des — — — des Barbiers von Sevilla! schrie der Abbe, der bisher geschwiegen hatte. Die Unterredung ward hierauf allgemeiner, und der Offizier bedauerte Frankreich, daß seine wichtigsten Angelegenheiten solchen Männern anvertrauet würden. Bey dieser Gelegenheit erfuhr ich viele sonderbare Anekdoten. Der Kaper war mit einem Empfehlungsschreiben an den Kammerdiener des Seeministers versehen. Der Flottsoffizier hatte ein ähnliches an die Maitresse des ersten Sekretairs vom Seedepartement. Der Abbe las uns Verse vor, die er auf eine Operntänzerin gemacht hatte, welche ihm geschrieben, daß er nach Paris kommen sollte, wo sie ihm von dem Bischof zu * * eine Pfebende verschaffen wolte. Der alte Krieger hatte keine andere Empfehlungen als sein Verdienst und seine Narben: und der Abbe sagte mir im Vertrauen, daß diese nicht hinreichend wären, ihm Dienste zu verschaffen.

Nun

Nun bin ich schon seit acht Tagen in Paris. Welch eine Stadt! Sie allein enthält mehr Einwohner als ganz Canada, wenn man auch die sechs Rationen dazu nehmen wollte. Ich wohne mit meinem Schiffskapitain in einem Hause. Unsere Fenster gehen nach einem grossen Garten, wo täglich sehr viele Leute zusammen kommen. Weiber und Männer, alles läuft durch einander. Es scheint, daß man in diesem Lande die Nothwendigkeit des Schlags nicht kennt; denn Tag und Nacht ist dieser Garten voll Menschen, fast immer die nämlichen, und von dem lustigsten Humor.

Den andern Tag nach unserer Ankunft gieng mein Reisegefährte zum D. Franklin um seine Briefe zu übergeben. Er kam erst gegen Abend zurück, und schien mit seiner Aufnahme bey Herr Franklin, den man hier Erzellenz und Ambassadeur titulirt, sehr zufrieden. Er sagte mir, daß er mich gemeldet und Befehl habe, mich den andern Tag zum Mittagessen mitzubringen. Da ich nichts mehr als meine Reisekleider hatte, so ließ ich gleich einen Schneider kommen. Es war schon 9 Uhr des Abends. Ich fürchtete, daß zum folgenden Mittag kein

kein Kleid für mich fertig werden könne; allein Mr. Volterres, ein sehr berühmter Schneider, gab mir die Versicherung, daß er mir bis dahin noch vier vollständige Kleider verfertigen wolle. Morgen früh, wenn sie aufstehen, werde ich hier seyn, — und er hielt auch wirklich sein Wort. Gegen 11 Uhr fuhren wir zu Herrn Franklin, der eine Stunde von hier auf dem Lande wohnet, und fanden schon eine zahlreiche Gesellschaft vor. Der Kapitain stellte mich nach Landesgebrauch Sr. Erzellenz vor, und dieser mich wieder der ganzen Gesellschaft, als einen jungen Jrokesen, der nach Europa gekommen sey um sich zu bilden. Zwey sehr artige Damen traten gleich an mich und fragten: wie lange ich schon in Paris sey — wie ich diese Stadt fände — wie es mir hier gefiel? Ich erwiderte, daß alles, was ich in dieser grossen Stadt sähe, so neu für mich wäre, daß ich stets von Verwunderung hingerissen, unmöglich mir selbst von meinen Empfindungen Rechenschaft geben könnte. Ein junges süßes Männchen, den man Herr Markis nannte, unterbrach mich, und fragte: ob die Frauenzimmer in meinem Vaterlande schön wären? Ich antwortete ihm, daß da die Schönheit

Schönheit eine Sache wäre, worüber man nichts entscheiden könne, so könne auch ich ihm diese Frage nicht beantworten; denn es könnte leicht seyn, daß eine Schönheit meines Landes in Frankreich häßlich scheinen möchte. Warum dies? versetzte er; wenn ihre Frauenzimmer schöne Augen, eine frische Gesichtsfarbe, schöne Zähne und einen schönen Wuchs haben, so werden sie in der ganzen Welt für Schönheiten gehalten werden. Die eine Dame fiel dem Markis ins Wort: Wenn, sagte sie, man die Professinnen nach den Männern beurtheilen soll, so sehen Sie wohl aus der Gestalt dieses Herrn hier, daß das Urtheil zu ihrem Vortheil ausfallen muß, und ich glaube, daß die Professinnen sehr schön sind. Ich machte eine tiefe Verbeugung, um mich für das Kompliment zu bedanken; der Markis aber drehte sich aufm Absatz herum und flüsterte Herrn Franklin etwas ins Ohr. Die Unterredung wurde allgemein. Man sprach von einem Gefechte zwischen einer französischen und englischen Fregatte, in welchem die Halbe Equipage der erstern geduldet und der Capitain tödtlich verwundet worden. — Parbleur Mesdames, schrie der Markis, diese Handlung muß verewigt

verewigt werden, und morgen müssen Sie alle in der Opera mit einem Koppspuß erscheinen, der den Namen der Fregatte führt, die sich so gut vertheidigt hat. Der Einfall ist göttlich, rief eine junge Dame, und wandte sich an unsern Wirth. "Mein liebster Ambassadeur, lassen Sie mir geschwind Feder und Dinte geben, damit ich sogleich meiner Pugmacherinn deshalb schreiben kann. — "Sehen Sie nur in mein Cabinet," erwiederten Sr. Erzelenz, die mit einer großen Brille auf der Nase, der Dame den Arm reichten. Man unterhielt sich noch einige Zeit über die göttliche Idee des Markis, und fiel gleich darauf auf die spanische Allianz; aber kaum hatte man hievon angefangen, so rief jemand: Apropos von Spanien, wissen Sie, daß der spanische Gesandte, seine Maitresse verlassen hat, nachdem er beynabe zwey Jahr sehr einträchtig mit ihr gelebt? Man sagt, sie sey sehr viel schuldig und der Graf nicht der Meynung für sie zu bezahlen. Es thut mir leid, versetzte Franklin; denn dies Mädchen war sehr auf amerikanischer Seite. — Oh! die verliert nichts dabey, fiel der Markis lebhaft ein, denn die * * * tritt nun in den Dienst der Flotte,

Flotte, und der Herr von S. ist der Nachfolger des Gesandten.

Ich gestehe dir, mein Bester, daß diese Unterhaltung mir sehr befremdend war, und ich konnte nicht begreifen, wie man bey einem Minister, der den Kopf voll wichtiger Geschäfte haben müßte, solche Kleinigkeiten behandeln konnte.

Endlich gieng's zur Tafel. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, und die Unterhaltung eben so unbedeutend wie vorher. Der Herr Franklin sprach sehr wenig, und bestimmte das künftige Schicksal der englischen Monarchie. Der Markis verglich ihre jetzige Lage mit einem neuen Stücke welches in den beyden ersten Vorstellungen Beyfall gehabt, in der dritten aber gefallen wäre. Das englische Ministerium, fuhr er fort, gleicht den Auktoren, die im Parterre Leute zum applaudiren verkaufen. Sobald aber das Geld aufhört, fällt das Stück. Eben das Schicksal steht dem Lord North und mehreren bevor, welche das Staatsruder führen. Was denken Herr Franklin dazu? — Sie haben vollkommen Recht. — Apropos, fiel wieder eine Dame ein, weiß man nicht, wer das hübsche

sche Frauenzimmer war, das gestern im Vauxhall aller Augen auf sich zog — — — Es war die Maitresse des Herzogs von — die vor drey Jahren dem General-Controleur C. ihre ersten Gunstbezeugungen verkaufte. Sie erscheint jetzt unter einem andern Namen, und das wunderbarste dabey ist, daß sie das Geheimniß gefunden hat, ihre Gefälligkeit zum tausendsten male theurer als beym ersten anzu bringen.

Nach der Tafel fuhr ich gleich mit meinem Capitain nach Paris zurück. Da es noch frühe war, fuhren wir nach dem sogenannten Boulevard. Bey uns, mein Bester, wenn man sich eine Bewegung machen will, nimmt man eine Flinte oder einen Bogen und geht auf die Jagd. Hier zu Lande sperrt man sich in kleine bewegliche Zimmer ein, davon das Außere mit großer Pracht geziert ist. Das Innere giebt der Schönheit des Außern nichts nach. Die Fenster, die man aufziehen kann, damit die Luft denen in diesen Zimmern befindlichen Personen nicht schade, sind von Spiegelglas. Man sieht sehr oft in diesen beweglichen Gemächern die schönsten Weiber; zuweilen allein, die mehrste Zeit aber doch

in Gesellschaft einer Mannsperson. Einigen von ihnen scheinen ihre Gesellschafter Langeweile zu machen; andere hingegen scheinen mit ihren Begleitern sehr wohl zufrieden zu seyn. Ich habe mich nach der Ursache der Verschiedenheit dieser Gesichter erkundigt; und man sagte mir, die ersteren wären Mann und Frau, die andere aber Verliebte. In diesem Lande ist es sehr lächerlich, öffentlich mit seiner Frau zu erscheinen. Bey den Hofleuten ist das gar nicht Sitte, und der Bürger, der ihnen stets nachäfft, will ihnen auch hierinn folgen.

Wir denken bey uns ganz anders, theurer Freund, und sind nie vergnügter als in Gesellschaft unserer Weiber. Auch scheinen mir die Französinen eben so gut, wie die unsrigen, die Zärtlichkeit ihrer Gatten zu verdienen. Doch es kan seyn, daß ich mich irre.

Wir blieben sehr spät auf der Promenade, die man auch nicht nach Belieben verlassen kann, weil so erstaunend viele Wagens in einer Reihe nach einander fahren, und hin und wieder Wachen gestellt sind, um Unordnung zu verhüten, und zu verhindern, daß kein Wagen aus der Reihe fahre.

Mein

Mein Kapitain vergnügte sich sehr mit Anschauung der Damen. Einige, die ihn bey seinem ersten Hiereyngekannnt hatten; erkannten ihn wieder, und baten ihn zu sich. Auch ich ward von ihnen eingeladen. Man hat mir aber gesagt, daß, so leicht es sey bey diesen Damen Zutritt zu erlangen, so gefährlich sey es auch zuweilen sich ihnen anzuvertrauen.

Seit ich hier bin, hab ich schon zweymal das Schauspiel besucht. Ich kann dir aber nicht sagen, was ich gehört habe; denn ich verstand von allem nichts, weil alle handelnde Personen ihre Reden absungen. Die Tänze, die man am besten in der Oper sieht, haben mir am meisten gefallen. Ich habe Teufel, Nymphen und Schäferinnen hüpfen sehen. Diese Art von Schauspiel setz in Erstaunen. Man sieht Palläste, Wälder, Berge, Hölle und Himmel in einem Augenblick entstehen und wieder verschwinden. Alles was ich auch bisher davon erzählen gehört, hatte mir nur eine sehr unvollkommne Vorstellung von dem gemacht, was ich nun gesehn habe: so wahr ist es, daß alle Ideen, die wir durch unsere Sinne fassen, diejenigen weit über-

übertreffen, die wir nur durch Beschreibung erlangen.

Dienstag fahre ich nach Versailles, wo das Oberhaupt der Franzosen wohnt. Man sagt mir Wunderdinge von seinem Pallast. Eben da wohnen auch die andern Häupter, die unter ihm die Nation regieren. In meinem ersten Briefe sollst du also die Beschreibung des Ortes haben, den man den Hof nennt. 26. 26.

2.

Der Pallast, den der König, (das Oberhaupt der Franzosen) bewohnt, ist vier Meilen von hier, und der Weg sehr angenehm. Man sieht wenigstens die Hälfte des Weges den Fluß, die Seine, zu seiner Seite. Das Land ist hin und wieder bebauet, und zeigt Landschaften, die der Pinsel nicht schöner mahlen kann. Etwa eine halbe Meile ehe man auf den Pallast kömmt, fängt eine grosse und schöne Allee an. Die Ansicht des Pallastes schien mir nicht der Idee zu entsprechen, die mir die verschiedenen Beschreibungen davon gemacht hatten. Seine Baukunst kam meinem Auge weder groß
noch

noch edel genug vor. Das Mittelgebäude war zwischen zwey Flügel versteckt, an deren einem man noch arbeitete. Ich glaubte anfangs dies wäre alles. Mein Kapitain, der mich wieder begleitete und den Ort kannte, ließ mich in meiner Meinung. Nachdem wir durch einen grossen Vorhof gefahren waren, kamen wir an einen viel kleinern, wo wir ausstiegen. Wir giengen die Treppe hinauf, und durch drey grosse schlecht meublirte Zimmer, die unser Aufmerksamkeit unwerth waren. Das vierte schien mir besser ausgeziert; und ich wollte eben einige Gemählde betrachten, als ich durch einen ganz sonderbar gekleideten Mann daran verhindert ward, der in einem groben Baston uns anschrie: fort, meine Herren, fort! Da wir ihm nun ohne Zweifel nicht geschwind genug gehorsamten, machte er die Thüre auf, hieß uns hinausgehen, und schlug sie hinter uns zu. Mein Kapitain fand sich durch diesen Schimpf eben so beleidigt, als ich; er versicherte, daß er ehemals sehr oft in diesem Zimmer gewesen sey, daß man ihm aber niemals so schlecht begegnet habe. Ich, meines Theils, war über die erwiesene Unhöflichkeit ziemlich gereizet,
als

als ich mich in einem prächtigen Saal befand, dessen Ende das Aug kaum absehen konnte. Der Capitain nannte diesen Saal, die Gallerie. Ich kann dir unmöglich die Schönheit desselben beschreiben; hier herrscht die äußerste Pracht. Indem ich die schönen Gemälde mit der überall verschwendeten Vergoldung anstaunte, trat der Markis, den ich beym Herrn Frankin kennen gelernt hatte, zu uns. Der Capitain erzählte ihm sogleich, wie es uns mit dem sonderbar gekleideten Mann gegangen sey. Er lachte sehr darüber und sagte, daß wir dieses nicht als eine Beschimpfung ansehen müßten. "Dieser Mann, über den Sie sich beklagen, fuhr er fort, ist mein guter Freund, und der Schweizer der königlichen Zimmer; er hat seine Schuldigkeit gethan; das Zimmer, aus dem er Sie verwies, ist das zweyte Vorzimmer des Königs, wo alle Morgen bis um 10 Uhr sich nur diejenigen aufhalten dürfen, die beym König die Aufwartung haben. Dieser nämlich unhöfliche Mann, wird Ihnen bald selbst wieder die Thür öfnen, und Sie ganz höflich hereinrücken". Der Markis fragte mich hierauf, ob ich Liebhaber von Gemälden sey, und auf
meine

meine Versicherung, daß ich es so sehr als möglich sey, gab er mir folgende Erklärung des Plafonds der Gallerie. Der Autor dieses Meisterstücks hieß le Brün; er war ein sehr geschickter Hofmann, der die Kunst besaß Ludwig XIV. dadurch zu gefallen, daß er seiner Eigenliebe schmeichelte. Sie werden in allen diesen vortreflich ausgedachten Allegorien sehen, daß der König der Held derselben ist, und daß man die ruhmvollsten Epochen seiner Regierung ausgesucht hat. Hier sehen Sie die Eroberung der Franche-Comte; weiterhin die Eroberung von Holland; auf jener Seite der berühmte Uebergang über den Rhein, den die Dichter so sehr besungen haben; und dorten die Wiederherstellung des Handels und der Marine. Ich gestehe dir, mein Bester, daß ich ganz in Bewunderung versunken war, und nicht wußte ob ich der Erfindungskraft oder dem Pinsel dieses großen Künstlers den Vorzug geben sollte. Ich versetzte hierauf, daß es zu beklagen sey, daß das Ende der Regierung dieses Monarchen nicht eben so ruhmvoll gewesen, und daß zweifelsöhne in einem andern Zimmer die Gemälde seiner verlorren Schlachten aufgestellt wären,

wären, da man hier die gewonnenen fände. Der Markis lachte über diesen Gedanken und erwiderte: man sieht wohl, daß sie die Hoffsprache nicht kennen; Könige finden leicht Leute, die ihnen schmeicheln, aber niemals welche, die ehrlich genug wären ihnen die Wahrheit zu sagen, noch weniger sie zu mahlen. Wir wurden durch den Schweizer unterbrochen, der in die Gallerie hereinschrie: sie können hereintreten, meine Herren. Und nun drängte sich eine gewaltige Menge Menschen in das Zimmer, aus welchem man uns kurz vorher verjagt hatte. Wir giengen mit, weil der Markis sagte, daß wir den König in wenig Minuten sehen würden. Einen Augenblick nachher kamen die fremden Gesandten, welche sogleich ins Zimmer des Königs geführt wurden. Wir folgten ihnen auf den Fuß, Der König war von einem sehr zahlreichen Hofstaat umgeben; doch erkannte ich ihn sogleich aus der Schilderung, die man mir von ihm gemacht hatte. Er stand allein in der Mitte des Zirkels, und schien sehr aufgeräumt zu seyn. Er grüßte die Gesandten, und sprach mit einigen. So hörte ich ihn den kaiserlichen nach Neuigkeiten vom Kriege, und einen

einen andern, der geistlich gekleidet war, nach dem Befinden des Papstes fragen. Herr Franklin mit seiner grossen Brill auf der Nase, sagte ihm etwas, worüber er herzlich lachte. Ein bejahrter Mann stellte ihm einige Fremden vor, und damit war es vorbey; er machte eine kleine Verbeugung, und begab sich in sein Zimmer. Die Gesandten giengen zuerst hinaus, und wir folgten ihnen bald nach. Der Markis führte uns nun zur Königin, wo wir die Gesandten schon vorfanden. Die Königin sprach mit dem Gesandten des Wiener Hofes, und fragte demnächst Herrn Franklin nach seinen neuesten physikalischen Versuchen über die Gewitter; sie belustigte sich sehr über die Furcht, die einige ihrer Hofdamen dabey gezeigt hatten. Aus dem wenigen was ich hier von dieser Prinzessin hörte, zu urtheilen, so hat sie einen sehr feinen Verstand; auch nimmt sie gleich bey'm ersten Anblick ungemein zu ihrem Vortheil ein. Sie ist vortreflich gewachsen; hat eine blendend weiße Haut, ein Auge voll Feuer, und den schönsten Arm und die schönste Hand, die ich in meinem Leben gesehen habe. — Im Hinausgehen fragte mich der Markis was ich von der Königin dachte. Ich antwortete ihm: daß ich die Franzosen sehr glücklich schätzte, eine solche Beherrscherin zu haben. Er erzählte uns hierauf, wie diese Prinzessin die Hofetikette umgeschaffen habe; daß vormals die Königinnen von Frankreich

beynah unsichtbar gewesen wären; daß aber die jeztige ein besonderes Vergnügen darin fände, sich ihrem Volke zu zeigen, und daß dennoch ihre Gesprächigkeit sehr getadelt würde, woraus sie sich aber nichts mache. Sie geben mir eine schlechte Meynung von Ihrer Nation, erwiederte ich, wenn sie unter sich so schlecht denkende Leute haben, die das tadeln, was sie vielmehr billigen und bewundern sollten. Sie haben Recht, versetzte der Markis; aber Sie haben gesehen, daß die Königin sehr schön ist, und den hiesigen Damen ist die Schönheit, auch selbst auf dem Thron ein unverzeiblicher Fehler; sie beneiden insgeheim die Huldigungen, die man dieser lebenswürdigen Königin nicht entziehen kann, und in den Augen einiger Damen ist es sogar ein Verbrechen, diese Prinzessin in ihrer Gegenwart zu loben. Hier wurden wir durch einen Herrn unterbrochen, der dem Markis sagte, daß der Graf von Maurepas Audienz gäbe. Parbleu, rief der Markis, da will ich Ihnen unsern ersten Minister zeigen, kommen Sie mit; ich verlange aber dagegen, mein Herr Profese, daß Sie mir aufrichtig Ihre Gedanken von unserm Mentor sagen. Der Markis führte uns auf einer heimlichen Treppe, wo ich bey jedem Schritt den Hals zu brechen glaubte. Ich konnte nicht umhin anzumerken, daß ich fände, der König von Frankreich habe seinen ersten Minister sehr schlecht logirt. Sie irren sich, war seine Antwort,

er bewohnt die Zimmer, die ehemals Ludwig XV. Favoritinnen bewohnten. Der König kann aus seinem Gemach in die Zimmer des Grafen kommen, der nach langer Zeit der erste Minister ist, dem diese große Gnade wiederfährt. Wir fanden die Audienz gedrängt voll. Der Graf sprach an einem Fenster mit jemanden. Er ist ein grosser schön gewachsener Mann, der nicht so alt aussieht, als er ist. Man bezeigte ihm eben so viel Ehrfurcht als dem König; alles stand und niemand plauderte. Er entließ mit einem freundlichen Lächeln denjenigen mit dem er sich bisher unterhalten hatte, und näherte sich der Versammlung, die einen Kreis um ihn schloß. Er fragte nach Neuigkeiten aus der See, und sagte, daß er mit Ungeduld einen Courier von Brest erwarte. Er machte einer hübschen jungen Dame, die sich bey ihm bedankte, daß er einem ihrer Verwandten das Kommando einer Division der Truppen die sich in Bretagne zusammenzogen, verschafft habe, ein allerliebstes Kompliment. Er fertigte hierauf in 5 bis 6 Minuten ein Duzend Personen ab; zu dem einem sagte er, ihre Sache ist geendigt, gehen Sie nur in die Kanzley des Seedepartements; zu einem andern, Sie werden bey der ersten Promotion das Kreuz erhalten; zu einem dritten, der König hat Ihre Tapferkeit, mit der Sie die Ehre unserer Flagge vertheidigt haben, belohnt, Sie werden bey Ihrer Ankunft zu Brest die Bestallung eines

eines Seekapitains vorfinden. Und so zu mehreren. Welch ein Gedächtniß muß dieser Mann nicht haben, um sogleich alle die verschiedenen Gesichter wieder zu erkennen, und zu wissen, was er einem jeden zu antworten habe! Die Audienz ward durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, der schwarz gekleidet war und einen kleinen Mantel wie die Abbés, trug. Der Graf gieng ihm gleich beym Eintritt entgegen, und führte ihn in sein Kabinet. Eines Augenblick darauf sagte ein Kammerdiener an, daß die Audienz geendigt sey. Viele schienen mir über diesen Besuch, der sie behinderte mit dem Minister zu reden, sehr verdrießlich zu seyn. Ich fragte den Markis, wer der Neuankommene sey? er erwiederte, es wäre der Seeminister. "Wie, ist denn dieser Minister ein Geistlicher?" "Nein; er trägt nur die Kleidung seines vorigen Standes; er war eine obrigkeitliche Person, ebe er ins Ministerium kam, und ein ganz vortreflicher Policemayster; seine Feinde wollen behaupten, daß er in seinem jetzigen Departement nicht eben so geschickt sey."

Mein Reisegefährte und ich dankten dem Markis für seine Aufmerksamkeit, und wollten ihn verlassen; er aber behielt uns zum Mittagessen. Er zeigte uns vorher noch einige Gemächer des Schlosses; aber nächst der Gallerie fand ich nichts schöner als den Saal des Herkules. Er ist erstaunend groß, beynah viereck, und die ganze Auszierung von Marmor und

und vergoldetem Bronze. Im Plafond, der kuppelförmig ist, sieht man Herkules Aufnahme unter die Götter. Die Ausführung ist erhaben, und die Maßlerrey weit über Le Brün. In allen Groupen der Figuren herrscht eine Uebereinstimmung, die ins Auge fällt. Ich sagte dem Markis meine Gedanken, der mir gestand, daß viele meiner Meynung wären. Unter Weges theilte ich dem Markis meine Bemerkung mit, daß ich die Franzosen hier bey Hofe nicht so lustig fände als in der Hauptstadt. Ihre Bemerkung ist richtig, erwiederte er, der Aufenthalt zu Versailles ist traurig; man hat hier keine Vergnügungen, denn man kömmt nur hieher dem Könige seine Aufwartung zu machen, oder auch um bey den Ministern etwas zu suchen. Hier werden Geschäfte betrieben, und in Paris belustigt man sich nur; daher halten sich auch die Hofleute nur kurze Zeit hier auf, wenn sie nicht ihr Dienst auf beständig hier sesselt. — Warum bewohnt ihr König aber nicht den prächtigen Pallast in Paris? — Seit Ludwig XIV. haben unsere Souverains ihren beständigen Aufenthalt in Versailles genommen, wovon ich Ihnen die wahre Ursache nicht angeben kann. Einige behaupten, daß die Ministers sie überreden hätten, sie müßten sich ihrem Volk nicht zuviel zeigen. Unsere jetzige Regenten würden diese Gewohnheit sehr gern abschaffen; aber man hält hier noch zu sehr auf alte Gebräuche, wenn sie auch gleich nichts taugen. Es mögen

mögen aber auch noch wohl andere Gründe seyn; und ich glaube selbst, daß die Einwohner von Versailles sehr dawider protestiren würden, weil sie in ihren Einkünften verlieren müßten, und der Souverneur des Schlosses würde sich gleichfalls dagegen setzen, weil der Aufenthalt des Königs allhier seine Einkünfte sehr vergrößert. Auch haben wir noch mehrere, die dabey interessirt sind. J. E. die königlichen Zoll- und Accisebeamten u. u. Alles dies verdient in Ueberlegung genommen zu werden, und der König, wenn er gleich Souverain ist, muß sich doch oft nach dem Willen anderer richten. Wir haben hier viele Leute, die die Geschicklichkeit besitzen, die Sachen von der Seite vorzustellen, daß unter dem Anschein des öffentlichen Besten, sie den Souverain alles was sie nur wollen, zum Vortheil ihres Eigennuzes thun lassen.

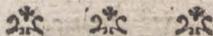
Bev Tafel ward von nichts weiter als von Liebeshändeln und Hofränken gesprochen; denn der brausende und lebhafteste Geist dieser Nation erlaubt ihr nicht, sich lange über ernsthafte Gegenstände zu unterhalten.

Da ich die Gärten noch nicht gesehen hatte, so wandte ich den Nachmittag dazu an. So einfach und geschmacklos, die Vorderseite des Schlosses aussieht, wenn man von Paris kömmt, so sehr fällt die Seite, die nach den Gärten geht, durch ihre Größe und schöne Baukunst ins Auge. Um dir einen

kleinen

kleinen Begriff davon zu machen, so denke dir die Länge dieses Gebäudes über achtzehnhundert Fuß, an dem alles der Pracht eines königlichen Pallastes entspricht. Die Schönheit der Gärten und der darin enthaltenen Sachen kannst du dir nicht vorstellen. Die vollen Wasserbehälter sind mit Rasen und Figuren von Bronze, die alle Meisterstücke sind, geziert; so wie man überall, wo nur das Auge hinsieht, marmorne Statuen sieht, welche Nimpfen, Götter oder Helden des Alterthums vorstellen. Ich hätte acht Tage in Versailles bleiben müssen, um alle Schönheiten mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Da aber mein Kapitain nach Paris zurückwollte, so konnte ich sie nur mit einem flüchtigen Auge übersehen. Man sollte kaum glauben, daß ein einziges Menschenalter hinreichend gewesen wäre so viel zu beschaffen; und doch versichert man mir, daß alles unter der Regierung Ludwigs XIV. angelegt und ausgeführt worden. Dieser Fürst soll gern ausserordentliche Dinge haben hervorbringen mögen um hiedurch seinen Namen zu verewigen, und den Ausländern einen grossen Begriff von sich und der Nation zu geben, über die er herrschte.





VII.

Anekdoten.

Der General Grothusen, ein Liebling Karls des Zwölften, führte, als dieser in Bender war, die Kasse desselben, und als er beym Schluß des Jahres mit etlichen tausend Thalern in Rückstand verblieb, so rechnete er sie für Dinte und Papier, und sagte dem König: er habe nichts veruntreuet, sey aber nicht zum Rechnungsführer geschickt, und bitte solches jemand anders zu übertragen. Der Baron Höpken bekam also die Kasse, und verwaltete solche mit der äussersten Genauigkeit. Nach Ablauf des Jahres sah der König einen grossen Karren ankommen, der mit Belegen zu der vom Baron Höpken abzulegenden Rechnung angefüllt war. "Das soll ich alles nachsehen? nein, das ist mir zu weitläufig; Grothusen macht's kürzer, der verrechnet gleich etliche tausend Thaler für Dinte und Papier: er soll die Kasse wieder führen, er mag wollen oder nicht."

Der Baron Höpken, nachheriger Präsident des Kammerkollegiums in Stockholm, mußte einst, wie er noch Staatssekretair war, in einer kizlichen Sa-

che

che einem gewissen fremden Minister das von ihm übergebene Promemoria beantworten; da sich denn dieser gegen ihn beschwerte, daß er die Antwort nicht verstehen könne, ob er gleich drey Tage darüber studirt. "Darüber wundere ich mich gar nicht, versetzte Höpken, weil ich selbst acht Tage darauf studirt habe, die Antwort so einzurichten, daß Sie sie nicht verstehen sollten."

Der König Friedrich von Schweden sprach gern von seinen ehemaligen Feldzügen, von sich selbst aber immer mit vieler Bescheidenheit, obgeachtet er sich oftmalß grossen Ruhm erworben hatte. Als ein gewisser Geistlicher bey einer feyerlichen Gelegenheit in seiner Rede der vielen vom König erfochtenen Siege Erwähnung that, sagte er: "Der gute Mann weiß nicht, daß ich nur zweymal allein kommandirt, und beydemal Schläge bekommen habe."

Er hatte, wie bekannt, nicht den größten Antheil an den Regierungsgeschäften. Einst erhielt er einen Brief mit der Aufschrift: à Son Excellence, Excellence, Excellence le Roi de Suede. — "Der Narr," sprach er, macht mich zu einer dreyfachen Excellence, und ich bin doch nur eine doppelte, weil ich nicht mehr als zwey Stimmen im Reichsrath habe."

Einige Zeit vor seinem Tode ward sein Gedächtniß so schwach, daß er sich selten auf den Namen, oder

oder auch nur auf das Amt einer Person besinnen konnte. Er nannte sie alle Doktor. "Laßt mir den Doktor kommen," war sein gewöhnliches, und weil niemand wußte, wen er meynete, mußte man so lange fragen, bis man es errieth. Er wollte einst unter dem Namen Doktor, den Oberjägermeister gerufen haben, und da auf denselben niemand fiel, machte er sich endlich dadurch verständlich, daß er sagte; der Doktor von den Hirschen.

Lord North kam an einem Courtage neben einem Fremden zu stehen, der Niemand von den Anwesenden, weder dem Namen noch der Person nach kannte. Der Minister ward durch die unerschöpfliche Neugierde seines Nachbarn unbeschreiblich gemartert, indem er eine Menge Fragen an ihn that und allerley besondere Anmerkungen machte, bis er durch eine Aeußerung, die dem Witz und der Philosophie des Ministers Ehre macht, sich seiner entledigte. Als nämlich die Königin, wie bey der Cour gewöhnlich ist, unter den im Kraße stehenden Personen herumging, unterhielt sie sich auch mit Lady North. "Wer ist dies: fragte der neugierige Fremde, mit der die Königin jetzt spricht? — Die Sir? o das ist Lady? North! —" "Meiner Treue, erwiderte der Fremde, das ist daß allerwidrigste Gesicht, so ich mein Lebtag gesehen. — Sie haben Recht, Sir, erwiderte der scherz-

"scherzhafte Minister, wir werden insgemein für daß beslichste Paar in ganz England gehalten." — Diese philosophische Kaltblütigkeit hatte die Wirkung, dem geschwägigen Fremdling, während der übrigen Cour, ein unverlegliches Stillschweigen aufzulegen.

Als der König von Preussen vor etlichen Jahren eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser hielt, speissten die beyden Monarchen allezeit, nebst einer gewissen Anzahl ihrer vornehmsten Offiziers, miteinander. Eines Tages wollte General Laudon sich unten an die Tafel hinsetzen, worauf der König, der oben saß, ihm zurief: "Kommen Sie, ich bitte, setzen Sie sich hieher. Ich sehe Sie unendlich lieber an meiner Seite, als mir gegenüber."

Als der berühmte La Fontaine seine Fabeln dem Dauphin dedicirt hatte, erhielt er Befehl nach Hofe zu kommen, um dem König vorgestellt zu werden. La Fontaine nahm eine Mietzkutsche vom Place Royal und fuhr nach Versailles. Der König empfing ihn mit vieler Gnade, die er ohnerachtet seiner Zerstreuung wahrnahm. Er ward herrlich bewirthet und erhielt einen Beutel mit tausend Pistolen. Von so vielen Gnadenbezeugungen berauscht und außer sich, setzte er sich wie im Traum wieder in seine Kutsche, kam nach Paris zurück, stieg am Thor der Thuilleries aus, bezahlte

bezahlte seinen Kutscher, und gieng zu Fuße nach der Straffe d'Enfer, wo er wohnte. Sein Wirth erwartete ihn schon mit Ungeduld an der Hausthüre. »Nun mein Herr, wie ist die Sache abgelaufen? — Vortreflich, der König hat in den gnädigsten Ausdrücken von der Welt mit mir gesprochen. — Sehr wohl; aber bringen Sie denn nichts als Komplimente mit zurück? — Ey, ich bringe einen grossen Beutel voll Gold! — Wo ist er dann? — Er ist, antwortete La Fontaine, indem er in seinen Taschen suchte und nichts fand, er ist ohne Zweifel in der Kutsche liegen geblieben. — Vortreflich! wo haben Sie denn die Kutsche genommen? Wie sieht sie aus? Wo haben Sie sie gelassen? — Ich habe sie auf Place Royal genommen; sie sieht aus wie eine Miethkutsche, und ich bin bey den Thuilleries abgestiegen. — Wahrhaftig, sehr gute Merkmale; wenn Sie keine andere haben, so ist ihr Beutel in grosser Gefahr. — Warten Sie, mich deucht, eins von den Pferden war weiß und das andere schwarz. — Geschwind kommen Sie mit in meine Kutsche, wir wollen sehen, ob wir etwas davon erfahren können.« Sie stiegen auf Place Royal ab. Der Wirth erkundigte sich, ob ein Kutscher mit Pferden von zweyerley Farbe nicht zu Versailles gewesen sey. Er erfuhr, daß solcher in der Straffe Fromenteau wohne. Bey allen diesen Nachforschungen that La Fontaine

Fontaine nicht den Mund auf. Der Kutscher, der noch einmal weggefahren war, kam wieder zurück, und zum größten Glück lag der Beutel noch hinter dem Kutschküssen, wo sich niemand hatte einfallen lassen hinzusehen.

Als ihn Racine einst in die Vesper mitgenommen hatte, und gewahr ward, daß ihm der Gottesdienst eben nicht sonderlich gefiel, gab er ihm zum Zeitvertreib einen Band von der Bibel, in welchem die kleinen Propheten enthalten waren. Bey Eröffnung des Buchs fiel ihm zuerst das Gebet der Juden im Baruch in die Augen. Er konnte nicht müde werden es zu bewundern, wandte sich zum Racine und sagte zu ihm: »Was für ein vortreflich Genie ist dieser Baruch gewesen! Wer war er denn?« Den andern und viele folgende Tage, fragte er alle seine Bekannten die er antraf: »Haben Sie den Baruch gelesen? dies war ein sehr grosses Genie.«

Der President Harley hatte die Erziehung und Versorgung seines Sohnes übernommen, an den er selbst nicht dachte. Er befand sich mit seinem Sohne in dem Hause des Presidenten in einer grossen Gesellschaft, der er bezeugte, daß er an diesem jungen Menschen viel Wis und viel Geschmac fand. Als man ihm nun hierauf sagte, daß es sein Sohn wäre, so antwortete er ganz ruhig: »Nun, das ist mir doch sehr lieb.«

VIII.

Französischer Artikel. *)

I.

Vers à Monseigneur le Dauphin.

O Monseigneur, que Votre sort est doux,
 Non d'être né pour gouverner la France;
 Mais de ne pas avoir la moindre connoissance
 De tous les mauvais vers, que nous forgeons pour Vous.

Par M. d. B.

2.

Epigramme à Mr. la Harpe.

Si Vous voulez faire bientôt
 Fortune immense et legitime,
 Je Vous fait acheter la Harpe ce qu'il vaut
 Et le vendre ce qu'il s'estime.

3. A

*) Noch ein Artikel mehr, als versprochen worden, und der hoffentlich nicht ganz unwillkommen seyn wird. Die Rubrik klingt zwar sehr kahl; hätten freylich wohl Elite de l'esprit françois oder Potpourri françois tituliren können; aber aus Besorgnis nicht immer geistige oder wohlriechende Sachen liefern zu können, läßt man sich mit diesem bescheidenen Titel genügen. — Dies ist nur zur Probe; künftighin wird der Artikel stärker seyn.

3.

A la blockade de Gibraltar.

Messieurs de St. Roch, entre nous,
 Ceci passe la raillerie;
 En avez Vous pour la vie,
 Ou quelque jour finirez Vous?
 Ne pouvez Vous à la vaillance
 Joindre le talent d'abrèger?
 Votre eternelle patience,
 Ne se lasse point d'assiéger;
 Mais Vous mettez á bout la nôtre.
 Soyez donc battans ou battus:
 Messieurs du camp et du blocus,
 Terminez de façon ou d'autre,
 Terminez, car on n'y tient plus.

Frequentes sont vos canonades;
 Mais hélas! qu'ont elles produit.
 Le tranquille Anglois dort au bruit
 De vos nocturnes pétarades;
 Ou s'il repond de tems en tems
 A votre prudente furie,
 C'est par égard, je le parie,
 Et pour dire: Je Vous entends.

Quatre ans ont du vous rendre sages.
 Laissez donc là vos vieux ouvrages;
 Quittez vos vieux retranchemens;
 Retirez vous, vieux assiegeans.
 Un jour ce memorable siège
 Sera fini par vos enfans,
 Si toutefois Dieu les protège.

Mes amis, vous le voyez bien.
Vos bombes ne bombardent rien ;
Vos belandres et vos corvettes,
Et vos traveaux, et vos mineurs
N'epouvantent que les lecteurs
De vos redoutables gazettes ;
Votre blocus ne bloque point ;
Et grace à votre heureuse adresse,
Ceux que vous affamez sans cesse
Ne periront que d'embonpoint.

